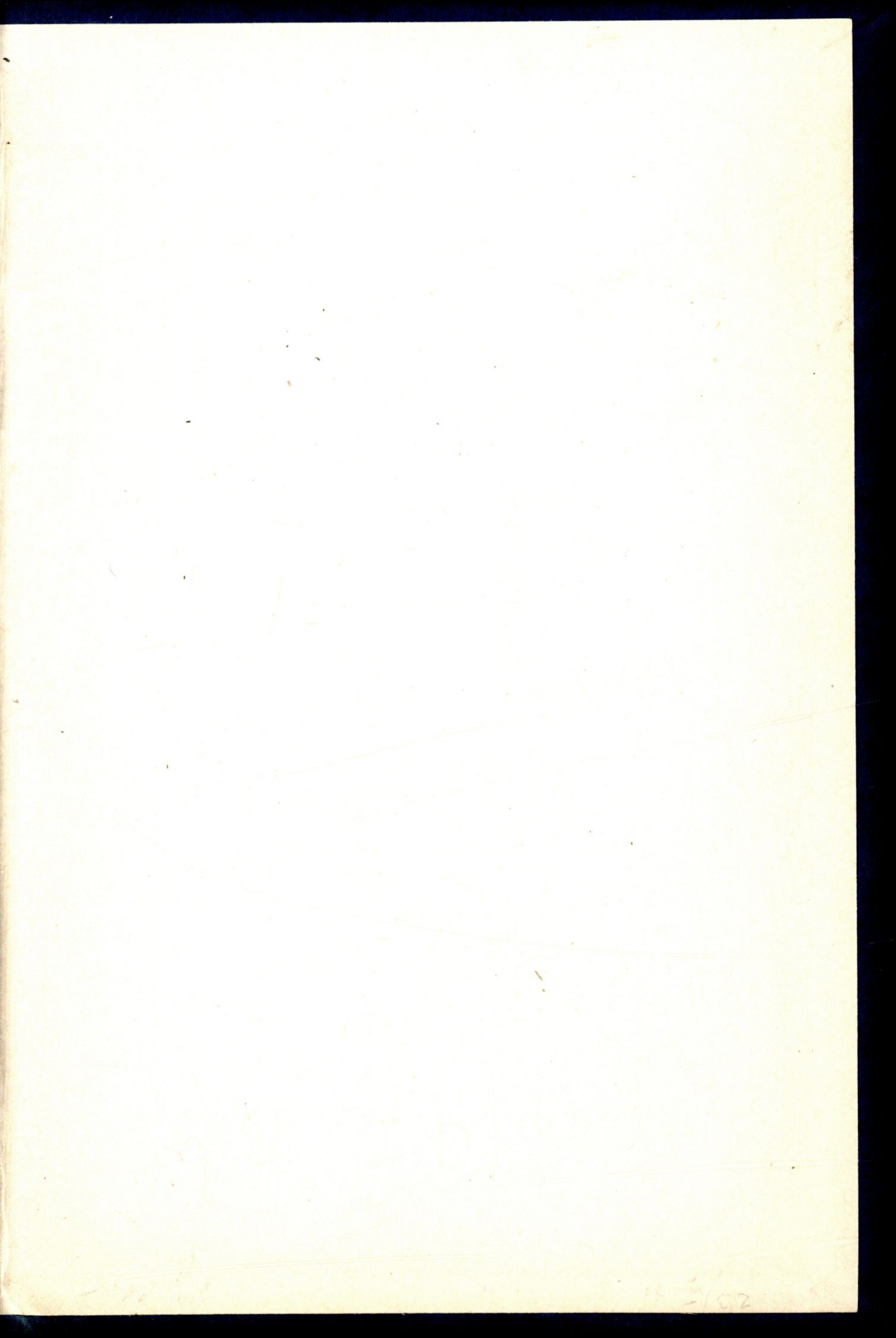
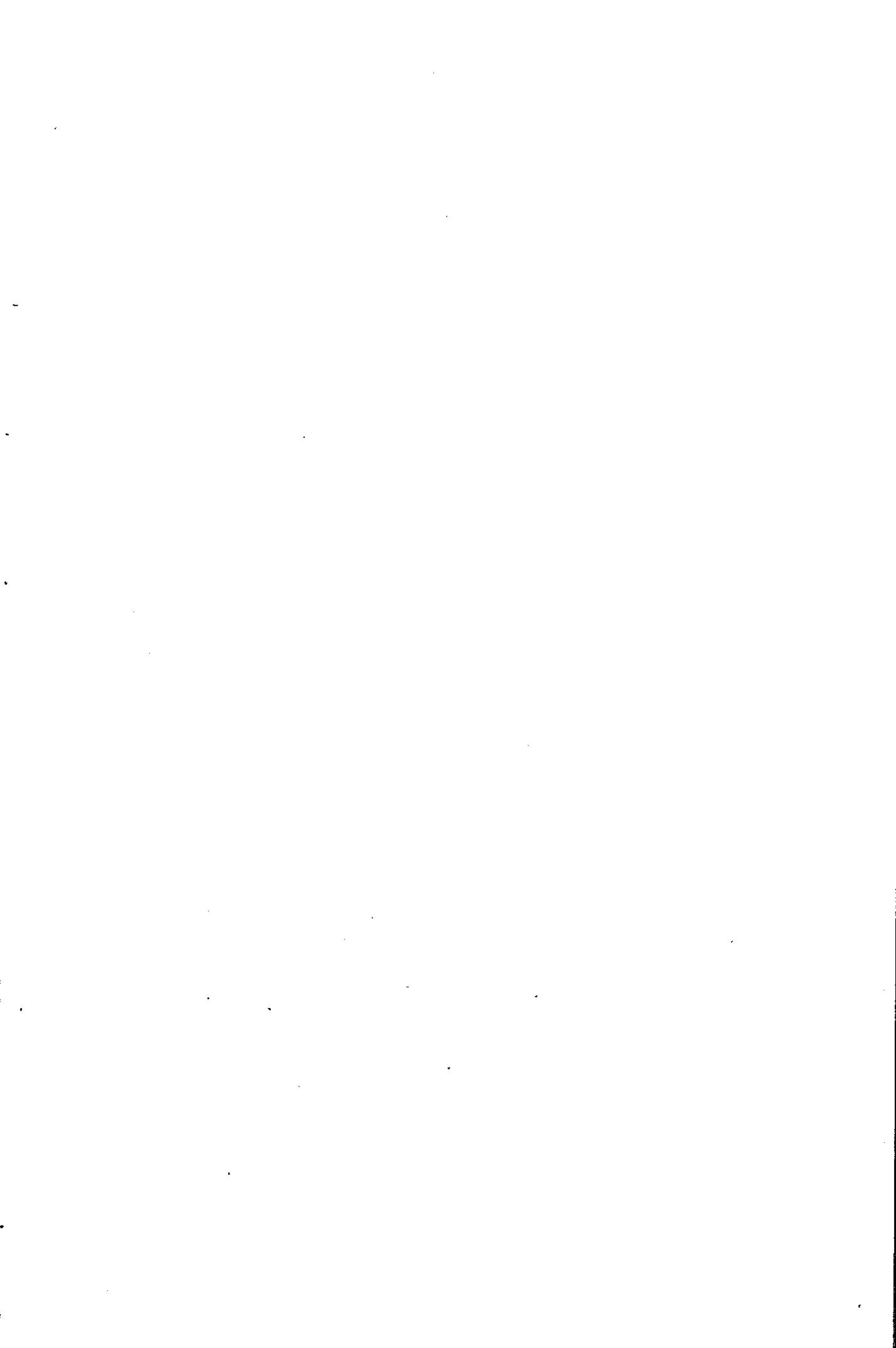
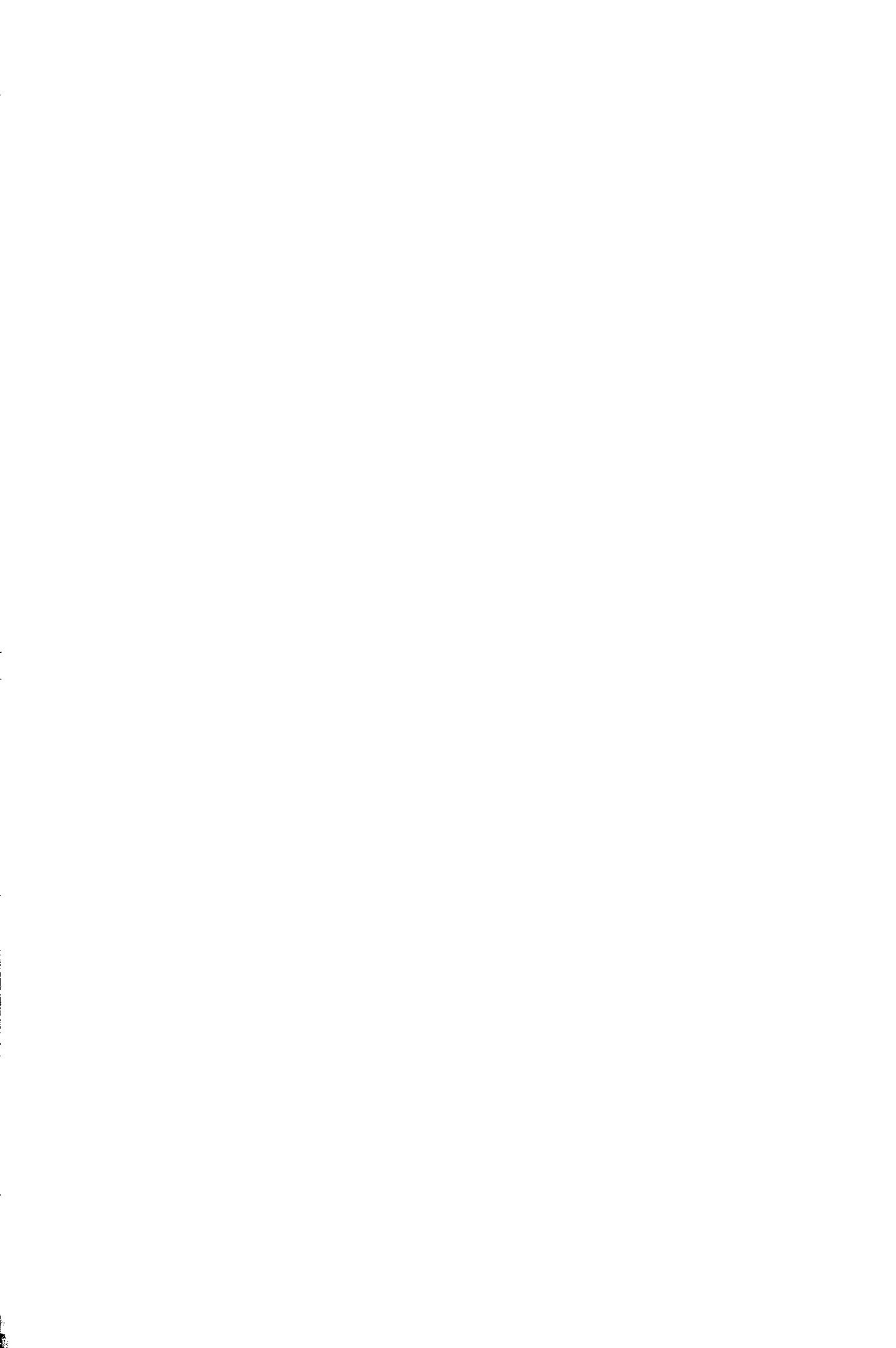
Joseph Pignata

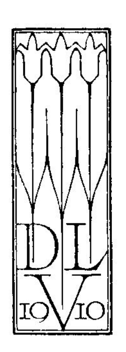
Meine Flucht aus dem Kerker der Inquisition

P








DL
19 V 10

Joseph Pignata

Meine Gefangenschaft und wunderbare Flucht aus dem Kerker der Inquisition zu Rom

*

·1911·

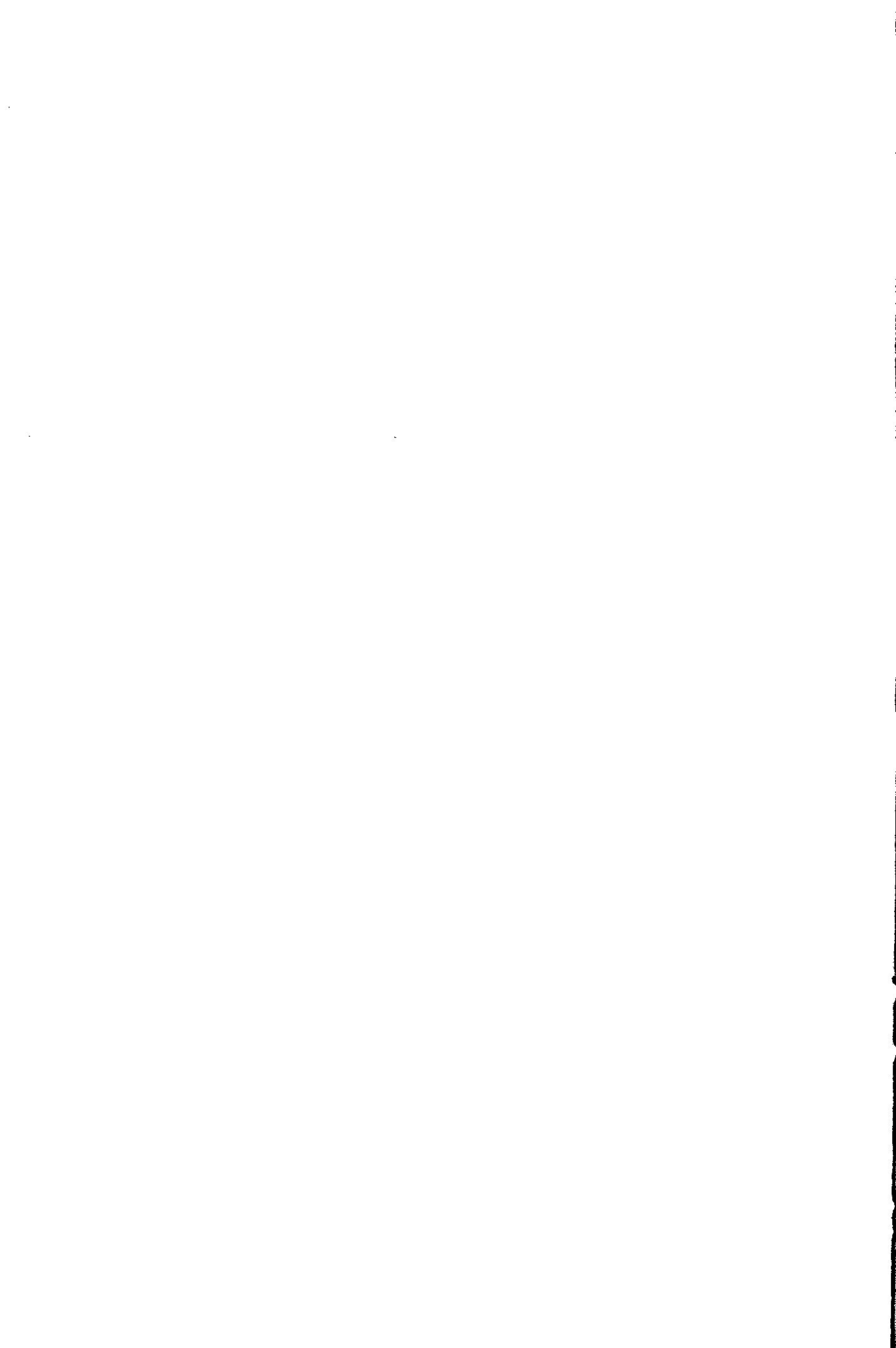
Karlsruhe und Leipzig

Dreililien-Verlag

Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner, Weimar

Vorwort des Verfassers

Es ist etwas so Neues und Unglaubliches, daß es einem Menschen durch seine bloße Tätigkeit und Klugheit allein möglich geworden, aus der Gefangenschaft der römischen Inquisition sich zu befreien, daß ich der Lesewelt einen Gefallen zu tun glaubte, wenn ich die Erzählung von der Flucht des Römers J. Pignata aus derselben veröffentlichte. Dieser kam den 4. Juni 1694 zu Schiff in Amsterdam an, und da ich seinen Namen in den Zeitungen las, in welchen von seiner Flucht als einem bis dahin unerhörten Ereignisse die Rede war, so habe ich mir viel Mühe gegeben, mit demselben bekannt zu werden und mir seine Abenteuer von ihm erzählen zu lassen. Ich hielt sie für so merkwürdig, daß ich allen Grund habe, zu hoffen, daß ihre Schilderung auch in größeren Kreisen beifällig werde aufgenommen werden, nachdem ich von mehreren Seiten angegangen worden, dieselbe in möglichster Bälde zu veröffentlichen, zumal ich genau aus dem Munde des Helden der Geschichte selbst berichte; weshalb ich mit gutem Grunde diesen selbst reden lasse, unter der bestimmtesten Versicherung, daß nichts Wesentliches in derselben fremde Zutat ist. Über den eigentlichen Grund seiner Verurteilung hat sich der Unglückliche nie ausgesprochen. Die Furcht vor der Inquisition war so tief gewurzelt bei ihm, daß er fast nur mit Zittern von ihr sprach.



Ich habe vormals zu Rom in der Eigenschaft eines Privatsekretärs mehreren Kardinälen gedient, die zu meinem Unglück alle tot sind. Der erste war der Kardinal Basadonna, ein Venetianer, welcher mir eine lebenslängliche Pension aussetzte, die hinreichend war, um davon zu leben, ohne daß ich jemand zur Last fallen mußte. Nach dem Tode des Kardinals Castaldi, in dessen Diensten ich zuletzt gewesen, bot mir ein Herr Pietro di Gabrielli, mit dem ich seit längerer Zeit auf freundschaftlichem Fuße gestanden hatte, sein Haus und seinen Tisch an, wofür ich nichts weiter zu tun brauchte, als ihm Gesellschaft leisten. Er versprach mir sogar Beförderung, sobald er selbst einen höheren Posten am päpstlichen Hofe erhalten würde. Dies sein Anerbieten bewog mich, andere Stellen bei angesehenen Personen, die mir angetragen wurden, auszuschlagen, und ich verlebte auf diese Art in dem Hause des erwähnten Herrn drei Jahre. Dasselbe wurde auch manchmal von Gelehrten besucht, und man sprach dann über philosophische Gegenstände, seltener über Religion, und wenn letzteres geschah, so war es immer ein gewisser Abbate Antonio Oliva, der das Gespräch darauf leitete.

Ganz unvermutet wurden mehrere von uns bei der Inquisition zu Mailand von einem Franz Pichitelli, mit dem Spitznamen „der blinde Tischler", weil er eines Tischlers Sohn war, wegen Ketzerei angegeben. Der Ankläger, ein grundschlechtes Subjekt, hatte Meuchelmords halber den Strang verdient. Indes wurden die Aussagen, welche dieser zu Mailand getan, zu Rom so beschwerend in Hinsicht unserer gefunden, daß neun bis zehn, die wir an einer der erwähnten Unterhaltungen teilgenommen hatten, einer nach dem andern, festgenommen wurden. Mit meiner Verhaftung ging es auf folgende Art zu:

Eines Tages besuchte mich auf meinem Zimmer im Hause des Herrn di Gabrielli auf dem Monte Giordano — das früher den Orsini gehört hatte — frühmorgens ein gewisser Broggi, der unter irgend einem Vorwand mich veranlassen wollte, auszugehen.

Ich hielt ihn für meinen Freund und mir fiel es nicht entfernt ein, daß er gekommen, mich zu verraten; daher ich wirklich mit ihm ging. Als wir unten im Hofe waren, schlug ich nicht meinen gewöhnlichen Weg über die Straße del Fico ein, sondern ging durch das große Hoftor und der Kirche St. Filippo di Neri zu, worüber mein Begleiter sehr unruhig zu werden schien, und durchaus mit mir eine andere Richtung einschlagen wollte, wo nämlich Hatschiere auf mich warteten. Meine Weigerung half mir jedoch nichts; denn als die aufgestellten Späher, die uns nachgingen, uns der Piazza Navona zugehen sahen, setzten sie eiligst die Hatschiere (Sbirren) in Renn-

nis, damit diese sich dorthin verfügten. Sowie ich an die erste Seitengasse (Sankta Agnese) kam, hörte ich zwei Männer hinter uns herlaufen, die mir unversehens einen großen schwarzen Mantel überwarfen, mich festnahmen und also bedeckt in das Haus eines Buchhändlers schleppten, wo sie mich bewachten, bis der Barigello, d. h. der Hauptmann, mit 40 Sbirren herbeikam. In derselben Umhüllung mußte ich in seine Kutsche steigen und mich nach seiner Wohnung führen lassen, wo er mich nach meinem Namen fragte. Als ich ihm diesen sagte, erinnerte er sich, daß ich zur Zeit meines Dienstes bei dem Kardinal Basadonna ihm zur Erlangung seiner jetzigen Stelle behilflich gewesen. Darum aber hatte ich mich eben keiner Begünstigung von seiner Seite zu rühmen. Ich mußte da länger als eine halbe Stunde bleiben, worauf man mich in das Gefängnis des heiligen Gerichts führte. Auf der Kanzlei dieses Tribunals ließen mich die Unterbeamten durchsuchen, was bei allen Arrestanten gewöhnlich ist. Man nahm mir alles Geld, Papiere, überhaupt was man bei mir fand, ab, und ließ mir nur Tabaksdose, Gebetbuch und Rosenkranz. Sodann ward ich nach meinem vollständigen Namen gefragt, und nachdem das Tor zu einem großen Hofe geöffnet worden, Befehl gegeben, mich in eines der kleinen Zimmer derjenigen Abteilung des Gefängnisses zu führen, die man die „geheimen" heißt, weil man daselbst von allen Menschen abgeschlossen ist. Indem ich über diesen Hof und durch eine jener unheimlichen weiten Hallen des Santo Uffizio dahin ging, fiel mir gleich die Kuppel der

Peterskirche in die Augen. Mittelst dieses Merkmals suchte ich mich über den Ort, wohin ich gebracht wurde, zu orientieren, und fand, daß mein Gefängnis der östlichen Hauptseite des Doms von St. Peter gerade gegenüber lag.

Zur Zeit meiner Verhaftung hatte ich an fürchterlichem Leibweh zu leiden, für das ich keine Linderung hatte finden können, trotz aller möglichen Mittel, die ich gebrauchte. Ich hatte gerade damals angefangen, einen Trank von gewissen Kräutern zu trinken, wovon ich mir mehr Hilfe versprach. Es ward mir aber nicht vergönnt, dies im Gefängnis fortzusetzen. Aber, Gott sei Dank! ich wurde augenblicklich gesund, als ich keine Arznei und keinen Arzt mehr gebrauchte.

Um mich in dieser schrecklichen Einsamkeit einigermaßen zu beschäftigen, kam ich auf den Gedanken, die Vespern der heiligen Jungfrau in Musik zu setzen und einige Arien zu komponieren. Des Nachts verfaßte ich den Text und bei Tage setzte ich ihn in Noten. Ich bediente mich zu letzterem eines Tischchens, worauf ich schrieb; denn man hatte mir ein Spinett (eine Art Klavier) verweigert, das ich mir hatte wollen kommen lassen. Auf diesem Tischchen spielte ich mit den Fingern, wobei ich mir, vermöge der Einbildungskraft, alle die Töne der Saiten vorstellte, als wenn ich sie wirklich hörte. So habe ich zweihundertundfünfzig Tage hindurch mir die Zeit vertrieben. Da sich aber meine Geschichte in die Länge zog und ich bei der Weitschweifigkeit der Verhöre wohl sah, daß ich nicht so bald frei werden würde, als ich gehofft, mußte

ich darauf denken, was ich allenfalls zu meiner Befreiung tun und wie ich mir im äußersten Notfall helfen könnte. Ich hatte weder Messer noch Schere, noch das mindeste Werkzeug von Eisen, und doch konnte ich ohne ein solches nicht im Entferntesten daran denken.

Als ich aber einmal im Gespräch mit den Wärtern, deren einer eine Tabaksdose von Stroharbeit aus der Tasche zog, vernahm, daß andere Gefangene, die in minder strengerem Gewahrsam als ich waren, sich mit Verfertigung kleiner Arbeiten aus Stroh beschäftigten, das verschiedenartig gefärbt war, z. B. Schächtelchen, Büchschen, Dosen, Futteralen usw., wie man sie in Frankreich oder Ungarn macht; da kam mir plötzlich der Gedanke, daß, wenn ich von den Oberen des geistlichen Gerichts Erlaubnis zu ähnlichen Arbeiten erhielte, ich dadurch in den Besitz kleiner Instrumente gelangen würde, z. B. von Scheren, Federmessern, Nadeln, auch Faden, Leim oder Kleister, um den Pappendeckel zusammenzunähen und zu leimen, aus dem das Gehäuse solcher Stroharbeiten besteht. Das Schwierigste war aber, diese Gnade zu erlangen, und ich durfte mir keine Rechnung darauf machen, wofern ich nicht etwas Neues erfände, das meiner Arbeit den Vorzug vor jenen verschaffte. Hierauf war denn mein ganzes Nachdenken gerichtet, bis ich endlich etwas in dieser Art entdeckt zu haben glaubte, auf das noch niemand gekommen war. Mit den Stecknadeln meines Kragens nämlich und einem Stückchen Reißblei, kaum nagelgroß, das ich in meinen Taschen fand, begann ich auf einem Bogen Papier meine Ideen hinzuzeichnen,

und siehe da, nach Verfluß von vier Wochen hatte ich gefunden, was ich suchte, und gab meiner Erfindung den Namen: „Indianischer Stich“ zum Unterschied von den andern.

Der erste Ordensgeistliche, Amtsgenosse des Pater Kommissarius, der alle acht Tage einmal visitierte und dem die Gefangenwärter, die mir etwas Stroh gebracht, um das ich sie gebeten, gesagt hatten, daß ich eine kleine Arbeit angefangen hätte, war auch neugierig, dieselbe zu sehen. Sie gefiel ihm so sehr, daß er sie behielt und den andern Gefangenen zeigte, welche ebenfalls Stroharbeiten machten.

Nach acht Tagen brachte er sie mir wieder und ich nahm hievon Anlaß, ihn um Erlaubnis zu bitten, solche Arbeiten machen zu dürfen. Er antwortete: dies sei in den „Camere fermate“ (verschlossenen Zimmern) verboten, er wolle aber mir zuliebe in der Kongregation es vorbringen, und mir die Bewilligung auszuwirken suchen; inzwischen könnte ich ja mich mit Zeichnen unterhalten, wenn ich Lust hätte — und man gestattete mir dazu Reißblei, Papier und was ich sonst dazu bedürfte, auch Federn. Für diese Gnade bedankte ich mich von ganzem Herzen und benutzte sie in Erwartung der weiteren Erlaubnis, in deren Hinsicht er mir seine Verwendung zugesagt hatte, welche ich aber erst ein halbes Jahr später erhielt.

Ich fing also an zu zeichnen und machte aus dem Kopf eine Menge Bildchen mit dem Reißblei und der Feder, so daß ich mich in dieses Fach, das ich mehr als fünfzehn Jahren nicht getrieben, recht erträglich wieder

einarbeitete. Den Schließern, die mir das Essen brachten, und täglich viermal das Gefängnis visitierten, stachen die vielen Bildchen, die ich machte, 'n die Augen, und ich schenkte ihnen von Zeit zu Zeit welche derselben, um ihr wildes Wesen zu besänftigen.

Es begab sich, daß von diesen Schließern einer fortkam und ein anderer an seine Stelle trat, ein roher Trunkenbold und Flucher, dessen Gesicht der treue Ausdruck seines Innern war. Dieser Mensch, der mir zugesehen hatte, wenn ich solche Bilder verfertigte, setzte sich in den Kopf, daß ich imstande sei, ihm das Porträt seiner Geliebten zu zeichnen, die ich doch nie gesehen hatte. Alle Tage plagte er mich, daß ich ihm doch den Gefallen tun sollte, er wolle mir ewig dankbar dafür sein. Ich mußte lachen über seine Dummheit, weil ich ihn aber zu meinen Absichten benutzen wollte und konnte, erwiderte ich ihm, recht gerne wollte ich seinen Wunsch erfüllen, wenn er mir ein Federmesser verschaffe, ohne das ich meine Federn nicht schneiden könne. Er antwortete mir, ich wüßte wohl, wie streng ihm das verboten sei; er wolle mir aber eines bringen, wenn ich ihm verspräche, es ihm den andern Tag wiederzugeben. Als er mir dasselbe gebracht, schnitt ich meine Federn zurecht und zeichnete ihm ein weibliches Brustbild, wie es mir eben einkam, in der Tracht der niedern Stände zu Rom. Kaum erblickte er es am andern Tag, so beteuerte er sich hoch, daß das leibhaftig seine Geliebte sei und sie gar nicht besser getroffen sein könnte. Um aber meinem Werke die Krone aufzusetzen, bat er mich, ein Briefchen, voll von Ausdrücken der zärt-

lichsten Neigung für seinen Schatz, dazu zu schreiben. So war aus mir, dem Sekretär von Kardinälen, ein Maler und Vertrauter von Gefangenwärtern, dem heillosesten niederträchtigsten Gelichter auf Gottes Erdboden, geworden.

Aber der Spaß war damit noch nicht zu Ende. Alle Tage war ich der vertraulichen Zudringlichkeit dieses Menschen ausgesetzt, der mir bald von seinen Freuden, bald von seinen Leiden vorschwatzte und mich ohne Aufhören plagte, bis ich ihm neue Bildchen zeichnete und Briefchen schrieb. Nur der Umstand, daß ich das Federmesser nötig hatte, machte mich so geduldig und nachgiebig gegen ihn. Der Zufall wollte aber, daß dieser Schließer einst in einer Schenke mit einem andern Trunkenbold Streit bekam und eine Pistole auf diesen abfeuerte. Der Schuß hatte zwar nicht getroffen; allein der Täter wurde dennoch sogleich aus dem Dienst gejagt. Zwei Tage nachher fiel es ihm ein, daß er mir das Federmesser gelassen hatte, und aus Furcht, es könnte dies üble Folgen für ihn haben, bat er einen Gefangenwärter, mir dasselbe wieder abzufordern. Weil ich aber wußte, daß er nie mehr sich an dem Orte blicken lassen durfte, wo ich war, leugnete ich geradezu, daß ich es noch hätte; tat, als wäre ich zornig und behauptete, es ihm zurückgegeben zu haben, und daß ich nichts dafür könne, wenn er damals so betrunken gewesen, daß er es jetzt nicht mehr wisse. So verblieb das Federmesser in meinem Besitze. Ich hob es fortan sorgfältig auf und versteckte es, so gut ich konnte, als ein kost-

bares Kleinod, das einstens zu meiner Befreiung vieles beitragen konnte.

Indes waren schon mehrere Monate seit meiner Verhaftung verflossen, ohne daß es mit dem Prozeß auch nur um einen Schritt vorwärts ging. Es war die Zeit, wo die Kongregation della Visita alle Gefangenen in einem großen Saal versammelte, um den Durchgang mit ihnen zu halten, was jährlich zweimal, zu Weihnachten und Ostern, der Fall war. Bei dieser Gelegenheit bekam ich alle zu sehen und konnte mit meinen Freunden sprechen, welche aus demselben Grunde wie ich sich in Untersuchung befanden. Sie waren ganz erstaunt, als sie sahen, daß ich, der ich zur Zeit meiner Freiheit gekränkelt, im Kerker gesund, stark und blühend geworden. Das Gegenteil war bei ihnen der Fall; ich konnte nur staunen, sie so abgezehrt, bleich und leidend zu finden, daß ich sie kaum wieder erkannte.

Nun geschah es, daß Herr Piazza, Beisitzer des heiligen Gerichts, starb und kurz darauf ein Herr Bernini an seine Stelle kam, ein geheimer Feind des Hauses Gabrielli. Papst Alexander VIII. starb auch und unser Prozeß blieb hängen, bis Innocenz XII. den heiligen Stuhl bestieg. Von der Gnade dieses guten Papstes hofften wir alle, daß uns Verzeihung zuteil würde. Allein die Berichte des neuen Mitgliedes des Gerichts lauteten so ungünstig für uns, daß sie unsere Hoffnungen vernichteten.

Nachdem endlich fast 2 Jahre dahingeschwunden, wurden wir abgeurteilt, vom Banne zwar losgesprochen; aber die gerichtliche Sentenz machte uns die Auflage, eine gewisse Zeit über besonders Buße zu tun mit Fasten und Beten,

auch jährlich viermal zu beichten und zu kommunizieren — und verurteilte uns zu lebenslänglicher Einsperrung. Die Kongregation behielt sich dabei vor, unsere Strafe im ganzen oder zum Teil, je nach Gutbefinden, zu mildern.

Ein solcher Urteilsspruch versetzte uns in die äußerste Bestürzung; denn der älteste von uns, mit Ausnahme des Abbate Oliva, war erst dreißig Jahre alt, und das Höchste, was wir zu hoffen hatten, war das, vielleicht nach fünfzehn- oder zwanzigjähriger Büßung wieder frei zu werden, wobei es uns nicht einmal wünschenswert sein mochte, in einem Alter von fünfzig bis sechzig Jahren diese Gruft der Lebendigen zu verlassen.

Was mich betrifft, so kann ich mit der größten Bestimmtheit versichern, daß ich, hätte mir Gott nicht den Gedanken meiner Rettung eingegeben und so sichtbarlich dabei mich geleitet, nach so langer Einkerkerung von der Kongregation als eine Gnade mir erbeten haben würde, daselbst mein Leben beschließen zu dürfen, weil ich sonst einem Alter voll Elend entgegensah. Ist auch die Freiheit ein unschätzbares Gut, so bleibt es doch gewiß, daß, wenn man sie erst im sechzigsten Lebensjahre wieder erhält, und nachdem man um alles gekommen, dieselbe ein schlechter Trost bei dem Ungemach ist, dem man sich durch die Abnahme seiner Kräfte und gänzlicher Mittellosigkeit preisgegeben sieht. Nichts konnte mich jetzt trösten als die Hoffnung auf meine Befreiung. Ich erblickte dabei freilich unübersteigliche Hindernisse, aber dies schreckte mich nicht ab, und wenn mir gleich kein Fall bekannt war, wo jemand ein solches Unternehmen geglückt wäre, verlor

ich dennoch den Mut nicht und suchte mein Leiden dadurch erträglicher zu machen, daß ich Tag und Nacht auf Mittel sann, meinen Zweck zu erreichen.

Endlich, nachdem ich ein halbes Jahr vergebens geharrt, ward mir gestattet, Stroharbeiten zu verfertigen. Zu diesem Ende erhielt ich auch die kleine Schere wieder, die man bei meiner Verhaftung bei mir gefunden hatte und die in der Folge ein treffliches Mittel ward, meine Bande zu lösen und mich der Freiheit wiederzuschenken. Meinen ersten Arbeiten von Stroh suchte ich eine gewisse Fasson zu geben, welche in die Augen fiel, ohne daß man erraten konnte, wie dabei verfahren wurde. Sie gefielen sogleich außerordentlich, nicht bloß wegen der Neuheit, sondern auch wegen ihrer Schönheit, hinter welcher die der andern Gefangenen weit zurückstanden. So machte ich ein Kästchen von Pappe, das wie eine Urne gestaltet war und vorne und oben geöffnet werden konnte. Darin befand sich ein Spiegel, Schreibzeug, kurz alles, was zur weiblichen Toilette gehört. Es war inwendig und außen mit Stroh bekleidet, mit kleinen Figuren, in punktierter Manier mit der Feder hin und wieder symmetrisch verteilt, was dem Ganzen ein gar zierliches Aussehen gab. Auch ward mir auf meine Bitte gestattet, mir Farben bringen zu lassen, die ich zum Illuminieren bedurfte. Auf diese Art konnte ich mir eine hinreichende Menge Bleiweiß verschaffen. Denn ich dachte, wenn ich damit einen Bogen Papier bemalte und diesen an die Wand befestigte, könnte man damit ein Loch zudecken, das man in die Wand gemacht, dergestalt, daß kein Mensch

dies bemerkte. Als ich diese Farben hatte, zeichnete ich anfangs mit der Feder einige Bilder mit Blumenverzierungen und niedlichen Figuren en miniature und rahmte sie in die genannten Machwerke von Stroh ein. Auch verschenkte ich manchmal diese Bildchen an verschiedene Leute, wie sich eben eine Veranlassung hierzu dabot.

Infolge unseres Urteilsspruches erhielten wir auch die Absolution mit der Erlaubnis, an jedem Festtage in die Messe und alle vierzehn Tage zur Beichte und Kommunion zu gehen. Hier hatte ich Gelegenheit, unter andern Gefangenen einige von denen zu sehen, welche in gleicher Verdammnis mit mir begriffen waren. Ich fand sogar Mittel, einen meiner alten Freunde, Giovanni Filippo Alfonsi, mit dem ich auf dem Collegio Romano studiert hatte, zu sprechen und ihm Briefchen zuzustecken. Wir hatten einander nichts Wichtigeres zu schreiben, als daß wir eifrig wünschten, ein Zimmer mit einander zu teilen, damit unsere Haft leidlicher wäre, und daß wir unsere Bitten deshalb dem Kommissarius zugleich vortragen sollten, welcher auch endlich nach vielen Schwierigkeiten unseren wiederholten Gesuchen stattgab. Durch diese Erlaubnis ward meine Freude vollkommen, denn ich sollte nun die Gesellschaft eines weisen und treuen Freundes genießen, der mein trauriges Los teilte und eben so große Lust hatte wie ich, aus dem Kerker zu entweichen. Kaum waren wir beisammen, als wir uns gegenseitig unsern diesfallsigen Entschluß mitteilten. Wir dachten und sprachen nichts als von unserer Befreiung, und auf welche Art sie am sichersten zu bewerkstelligen sein möchte.

Während der ganzen Zeit meiner Gefangenschaft habe ich mich nur ein einziges Mal bei dem Pater Superior beklagt, und zwar über einen Laienbruder, Stefano Pierotti von Bosco im Mailändischen, der für die Verköstigung sowohl des Kommissario und der Ordensgeistlichen als der armen Gefangenen zu sorgen hatte. Wegen seiner winzigen Statur gab ich ihm den Namen Fra Stoppino, und von der Zeit an ward er von den übrigen Gefangenen nie anders genannt. Meine Klage rührte daher, daß er mir in der Rechnung über meine sehr unbedeutenden Nebenausgaben zwei spanische Pistolen für Artischocken im Monat Mai und ebensoviel meinem Leidensbruder angesetzt hatte. Ich fand dies so übertrieben und außer aller Ordnung, daß ich mich nicht enthalten konnte, dem ersten Pater es anzuzeigen und ihm zu sagen, daß der Bruder Stefano Pierotti ein frecher Betrüger sei. Dieses zog ihm einen heftigen Verweis von dem Kommissario zu, der ihn über die Maßen schmerzte, und aus Furcht, ich möchte meine Klage noch einmal anbringen, wenn die Kongregation den Durchgang hielt, überhäufte er mich mit Gefälligkeiten und tischte mir von Zeit zu Zeit die Erstlinge der Früchte auf, welche die Jahreszeit gab. Da er von meinen illuminierten Arbeiten gesehen und ihnen seinen Beifall gezollt hatte, ließ er mich fragen, ob ich ihm den Gefallen tun und ihm einige Bilder verfertigen wolle, um sie auf einen Altar zu stellen, und wieviel ich dafür verlange. Ich forderte zehn Pistolen. Nach langem Markten und Feilschen bot er mir acht

und wollte das Pergament, Gold und Farben dazu liefern, worauf ich ihm zusagte. Ich setzte ein Verzeichnis auf über das was ich brauchte, wobei ich mehr Bleiweiß verlangte als von jeder andern Farbe. Ich fing die Arbeit an und war innerhalb drei Wochen damit fertig Mein Verdienst fiel zwar nach und nach wieder in den Beutel des Fra Stoppino, durch dessen Hand alles, was wir brauchten, ging; indes hatte ich dennoch großen Nutzen dabei, wegen des Pergaments, der Farben und übrigen Gegenstände, die mir verblieben und mir bei meinem großen Vorhaben sehr zustatten kamen.

Um dieselbe Zeit machte man die Entdeckung, daß die Mauer desjenigen Nebengebäudes, in dem sich unsere Zimmer befanden, etwa einen halben Fuß über dem Fundament gewichen war. Der Baumeister, welcher die Sache untersuchte, erklärte, daß der Bau einzustürzen drohe, wenn man nicht abhelfe. Demnach beschloß die Kongregation, die Arbeiten vornehmen und starke eiserne Bänder anlegen zu lassen, um dem Mauerwerk einen Halt zu geben, daß es nicht weiter ausweiche. Da man aber sich des Fundaments zu versichern hatte, mußte man in dem großen Hof, nach welchem unsere Zimmer gingen, die Erde aufgraben und wegschaffen. Weil man hiervon bei der großen Hitze, indem es zur Sommerszeit war, eine Verderbnis der Luft fürchtete, welche die Gesundheit der armen Gefangenen gefährden konnte, erfolgte eine Verordnung von seiten der Kongregation, wonach verfügt ward, daß wir alle auf eine andere

Seite verlegt werden sollten, woselbst wir etwas mehr Freiheit bekamen.

Man kann sich denken, welchen Trost uns diese Veränderung gewährte. Wir hatten hier mehr frische Luft und eine angenehme Aussicht auf Gärten und Springbrunnen. Manchmal sprach man durch das Fenster mit den anderen Gefangenen; man konnte alle Tage in die Messe gehen, und bei dieser Gelegenheit ein wenig herumspazieren, ohne daß es auffiel oder bemerkt wurde. Das war für uns schon eine große Erleichterung, da wir zuvor immer eingesperrt gewesen. Zudem betrachteten wir diesen erfreulichen Wechsel als den ersten Schritt zur völligen Freiheit. Deshalb vergaßen wir auch ein wenig den Gedanken an unsere Flucht und hofften, nach vier bis fünf Jahren Büßung, in die wir uns ergaben, von Gott und den Menschen Erlösung von unsern Leiden.

Während ich nun so in minder strenger Haft mich befand, kamen mir einige Kupferstiche unter die Hände, namentlich einer von dem Maler G. Vasari, die Empfängnis Mariä vorstellend, worauf diese in den Wolken des Himmels, umgeben von den heiligen Engeln, schwebt und mit einem Fuß der Schlange den Kopf zertritt, die sich um den Baum des Lebens schlingt, an dessen Stamm Adam und Eva mit den andern Erzvätern des alten Bundes, jedes in einer besondern Stellung, als Sklaven angefesselt sind. Ich hatte Lust, dieses auf weiß Pergament zu kopieren, und zwar in punktierter Manier mit der Feder, und es als Votivgeschenk den Nonnen

von der heiligen Empfängnis auf dem Campo Marzo zu schicken. Ich bot deshalb meine ganze Geschicklichkeit auf, in der vollen Zuversicht, daß mein Unglück sich wenden würde, sobald ich dasselbe fertig gebracht. Meine Hoffnung ging auch in Erfüllung. Denn nach anderthalbjähriger Arbeit, die ich darauf verwandt, schlug mir am zehnten Tage, nachdem es auf dem Altar aufgestellt worden, unter Gottes gnädigem Beistand die langersehnte Stunde der Errettung. Auf welchen wundervollen Wegen die bewerkstelligt ward, dies soll jetzt ausführlich erzählt werden.

Fünf bis sechs Monate blieben wir in den schon erwähnten bequemeren und angenehmen Räumen und glaubten, auf immer dieselben bewohnen zu dürfen, weil man uns bei der letzten auf Weihnachten stattgehabten Visitation der Kongregation daselbst gelassen hatte, während doch unsere früheren Zimmer schon wieder hergestellt waren. Noch mehr bestärkte uns in diesem Glauben der Umstand, daß einer von uns zu derselben Zeit seinen Arrest in der Weise gemildert sah, daß er innerhalb des Palastes der Inquisition völlige Freiheit genoß, und nur diesen nicht verlassen durfte; eine Vergünstigung, die uns alle mit großer Hoffnung auf völlige Freilassung erfüllte. Allein es kam anders. Um auf alle Fälle gefaßt zu sein, versäumte ich jedoch nicht, mich mit allem zu versehen, was ich für notwendig zum Gelingen meines ersten Planes hielt, auf den mich ja der Unstern wieder zurückzukommen nötigen konnte. Ich fuhr mit meinen Stroharbeiten fort, illuminierte

und zeichnete mit der Feder nach wie vor; endlich lehrte ich mehrere, die mich darum baten, die indische Manier des Punktierens. So suchte ich mir so gut als möglich die Langeweile zu vertreiben. Der Zufall wollte es, daß alle die Kleinigkeiten, die ich damals auf die Seite tat, mir sehr nützlich werden sollten, und glücklicherweise wünschte einer der Gefangenen, daß ich ihm aus Kreide eine größere Muschel (wie sie gewisse Pilger an sich tragen) schneiden möchte, um darauf eine Gipsform abzudrucken, weil er darnach Dosen aus gestampftem Papier verfertigen wollte. Er verschaffte mir zu diesem Ende eine Menge Kreide, die mir in der Folge sehr zugute kam.

Bald darauf änderte sich die Szene auf eine für uns schreckliche Weise. Eines Donnerstags Morgens mit Sonnenaufgang hörten wir die Gartentür öffnen, durch welche man zu dem Hauptbau gelangte, wo sich unser Gefängnis befand. Neugierig traten wir ans Fenster und erblickten den Schließer, der geradewegs auf das Zimmer, wo sich Molinos*) befand, zuging, es aufschloß und diesen halb angekleidet im Schlafrock fortführte. Wir warteten am Fenster, ob Molinos wieder-

*) Ein spanischer Weltpriester zu Rom, der 1681 ein Buch herausgab: „Geistlicher Wegweiser", das der herrschenden mechanischen und hierarchischen Religion zu sehr entgegen war, und einen zu lauten und ausgebreiteten Beifall fand, als daß es nicht Widerstand hätte finden sollen. Der französische Gesandte zu Rom, wahrscheinlich infolge jesuitischen Einflusses, drang auf einmal bei Papst Innocenz XI. auf Untersuchung dieses Buches, und der heilige Mann wurde zur Abschwörung seiner Grundsätze und Lehren, sowie zu ewigem Gefängnis verurteilt, worin er 1696 starb. (Anmerk. des Übers.)

kommen und was dies überhaupt zu bedeuten haben würde. Jeder machte sich darüber seine besonderen Gedanken. Allein bald kam der Schließer wieder und ging gerade auf mein Zimmer zu, öffnete und sagte mir, ich solle mit ihm gehen, gerade wie ich da sei, ohne etwas mit mir zu nehmen. Ich hatte meinen Schlafrock an und in diesem Kostüm führte er mich vor den Oberkommissär, welcher mit einer mitleidsvollen Miene zu mir sagte: „Herr Pignata! es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß, nachdem Se. Heiligkeit berichtet worden, daß die andern „verschlossenen Zimmer" des Gebäudes wieder hergestellt seien, Sie sogleich wieder dasjenige beziehen müssen, wo Sie früher gewesen. Ich muß diesen Morgen noch dem Papst über die Ausführung seines Befehls Bericht erstatten. Ertragen Sie dieses neue Unglück mit Standhaftigkeit, ergeben Sie sich in den Willen Gottes und suchen Sie Trost in dem Vertrauen auf seine Barmherzigkeit." Mit leiser Stimme setzte er hinzu: „Gott möge es dem vergeben, der daran schuld ist."

Ich erwiderte ihm, daß ich mich gutwillig alle dem unterwerfe, was von Sr. Heiligkeit komme; denn dies könne nur zu meinem besten dienen, indem ich glaube, daß der heilige Geist dieselbe bei allen ihren Entschließungen regiere, und daß ich ihr in Demut und von ganzem Herzen gehorche; daß ich aber Se. Hochwürden flehentlich bitte, mir zu erlauben, daß ich die Sachen behalten dürfe, die ich zu meinen Stroharbeiten gebrauchte, damit ich mich doch einigermaßen in der

elenden Lage, in die ich mich zurückgeschleudert sehe, zerstreuen und durch Beschäftigung mein schreckliches Unglück erträglicher machen könnte.

Mit großer Güte gewährte er mir alles und ließ mir noch denselben Morgen nebst meinem Koffer alles wiederbringen, auch die oben erwähnte Form aus Kreide, die ich jenem Gefangenen gemacht und noch in meinem Zimmer gehabt hatte. Die Maßregel selbst traf auch alle meine Schicksalsgenossen, und in weniger als einer Stunde waren wir in unseren vormaligen Zimmern wieder eingesperrt.

Wenn ich diese unglückselige und unerwartete Veränderung überdachte, mußte ich mir sagen, daß sie eher geeignet war, einen zur Verzweiflung zu bringen, anstatt zu unserem besten zu dienen, oder unser Seelenheil zu fördern, wofür man so große Sorgfalt in falschem Religionseifer zur Schau trug, und daß sie einen an Leib und Seele verderben konnte. Weil ich in diesem schrecklichen Elend der Versuchung zu unterliegen fürchtete, beschloß ich, mit Lebensgefahr mich zu befreien; ich dachte: Einmal das Leben aufs Spiel setzen, ist besser, als tausendfachen Tod im Kerker sterben. Alfonsi war gleicher Meinung. Da sein Zimmer an das meinige stieß, so sprachen wir alle Nächte über unsern Plan und wurden eins, daß wir die Bitte von neuem stellen wollten, man möchte uns zusammensperren; doch in ein Zimmer, das ich vor allen andern sehnlich wünschte, wenn es gleich eines von den „verschlossenen" war, und das gerade auf einer Ecke des Hauses der Inquisition

sich befand, wo man die Aussicht auf den Portiko der St. Peterskirche hatte. Wir baten so lange, bis man uns endlich in das gewünschte Zimmer zusammen logierte. Als ich meine Absicht erreicht hatte, ward meine Freude so groß, mein Entzücken so unaussprechlich, als hätte ich schon die Türe meines Kerkers gesprengt, und als stände kein Hindernis meiner Befreiung mehr im Wege. Der Grund, warum ich dieses Zimmer vorzugsweise wünschte, bestand darin, daß dasselbe das einzige von allen war, das weder der Graben noch die — innerhalb desselben 30—40 Fuß hohe — Mauer von der äußeren Umgebung trennte, und weil ich unmittelbar auf der Straße gewesen wäre, sobald ich die Mauer durchbrochen. Von jedem andern Zimmer aus war meine Flucht beinahe unmöglich, indem auch noch der Graben und die Mauer als unüberwindliche Hindernisse im Wege standen. Überdies hatten wir da eigentlich drei Zimmer, und das sehr bequeme. Das erste war klein und bildete das Vorzimmer, das andere war größer, aber dunkel, und erhielt das Licht nur von dem dritten, das ein Fenster nach dem Hofe hatte, dessen ich erwähnt habe. Die Dunkelheit des zweiten Zimmers, freilich ein großer Übelstand, kam uns zu unserem Vorhaben höchst erwünscht, indem wir es desto leichter verbergen konnten, wenn wir ein Loch in die Wand machen wollten.

Um diese Zeit kam mein Bruder, der in den Diensten des Fürsten von Eggenberg zu Graz sich befand, nach Rom, um in Angelegenheit unserer Familie, die sich in

zerrütteten Umständen befand, tätig zu sein, und meine arme Mutter in dem Jammer zu trösten, worin sie mein Unglück und seine Entfernung versetzt hatte. Er blieb einige Wochen in Rom und nahm später bei seiner Abreise meine Mutter nach Deutschland mit. Sie war bereits den Achtzigen nahe und erbat sich als eine Gnade von der heiligen Kongregation, mich wenigstens ein einziges Mal vor ihrer Abreise besuchen zu dürfen. Dies ward ihr gewährt, indem sie sehr hinfällig war, so daß man darauf rechnen konnte, daß dies das letzte Mal in ihrem Leben sein dürfte, wo sie mich sehen würde. Sie kam am Arme meines Bruders und ward in das Zimmer des Pater Kommissarius geführt, in dessen Gegenwart unsere traurige Zusammenkunft stattfand, bei welcher mehr geweint als gesprochen wurde. Nach den rührendsten Ergüssen innigster Zärtlichkeit steckte mir noch mein Bruder als Andenken einen schönen Ring mit einem Smaragd, umgeben von sechs Brillantrosetten, an den Finger, und schenkte mir noch ein paar doppelte Dukaten.

Den Ring durfte ich behalten, das Geld aber mußte ich dem Pater übergeben, weil die Gefangenen schlechterdings kein Geld in Händen haben durften. Es wird solches jedoch ehrlich und redlich aufgehoben für die Fälle, wo die Gefangenen es bedürfen, und daß man ihnen davon anschaffen kann, was sie wünschen. Meine Mutter zerfloß in Tränen und ermahnte mich zur Geduld, daß ich nicht in Verzweiflung geriete. Mein Bruder tat dasselbe und versicherte mich, mir kräftige Empfehlungen verschaffen zu wollen, indem er mich dadurch trösten

wollte. Ich erwiderte ihm aber, daß man sich einzig und allein auf Gottes Barmherzigkeit verlassen müsse, und daß dies die kräftigste unter allen Empfehlungen sei, und Gott vielleicht früher, als sie es dächten, ihre Tränen trocknen und mein Unglück wenden würde. Nur wer die Zärtlichkeit einer Mutter und die Liebe eines guten Bruders kennt, kann sich einen Begriff von der herzzerreißenden Szene des Abschieds machen. Trostlos kehrten sie der Türe den Rücken, unter Strömen von Tränen, daß es die Steine hätte erweichen mögen. Ihr Schluchzen brach mir fast das Herz; doch ich tat mir Gewalt an und kehrte unverzagt auf mein Zimmer zurück, flehete zu Gott um Stärke und Standhaftigkeit und bat, daß er mir irgend ein Mittel eingeben möchte, um glücklich den Zweck zu erreichen, der mir Tag und Nacht vor der Seele schwebte.

Die größte Schwierigkeit, die mich wie Alfonsi mit banger Sorge erfüllte, war das Durchbrechen einer mehr als sechs Fuß dicken Mauer. Alles, was ich an Werkzeugen besaß, bestand in einer Schere, einem Nagel und einem Federmesser; damit konnte man noch kein Loch machen, groß genug, daß ein Mensch hätte durchschlüpfen können. Um ein längeres und stärkeres Eisen zu bekommen und doch keinen Verdacht zu erregen, verfiel ich auf folgendes komische Mittel.

Alle acht Tage hatte der erste Pater, der Amtsgehilfe des Inquisitors, die Gewohnheit, die Gefangenen zu besuchen, um nachzusehen, ob ihnen nichts abgehe, was zu ihrer Gesundheit nötig war, und uns Unglücklichen

mit schönen Worten eiteln Trost zu spenden. Eines Tages kam er wie gewöhnlich in unser Zimmer, um nachzusehen; da nahm ich ihn auf die Seite, als wenn ich ihm etwas insgeheim zu sagen hätte, und sprach: „Mein Pater, dürfte ich Sie wohl um eine große Gnade bitten?" „Sagen Sie, was Sie wünschen," antwortete er, „womit kann ich Ihnen dienen?" Ich erwiderte: „Schon lange habe ich einen Leibschaden von der Folter her, die ich ausgestanden. Aus Scham habe ich bisher nichts davon gesagt, weil das Übel aber ärger werden könnte, wenn es nicht beachtet wird, so muß ich bitten, mir ein Bruchband machen zu lassen, damit der Bruch nicht größer werde." „Ja, liebes Kind," antwortete er, „ich werde den Wundarzt schicken, daß er Sie visitiere, und es wird alles geschehen, was zu Ihrer Heilung dienlich ist." Der Chirurg kam, und visitierte mich, und weil ich von Geburt aus auf der einen Seite des Unterleibs etwas dicker bin als auf der anderen, konnte ich ohne Mühe glauben machen, daß sich an dieser Stelle ein Schaden befinde. So oft er mich anrührte, tat ich als verspürte ich große Schmerzen, und nachdem er mich hin und her befühlt, beschloß er, mir die gewünschte Bandage zu bestellen. Ich bat ihn sodann, dafür zu sorgen, daß sie gut beschlagen und hierzu ein gutes starkes Eisen genommen würde, damit sie desto länger halte und ich nicht genötigt sein möchte, abermals um Erlaubnis zu bitten — die man so leicht nicht bekommt — dieselbe ausbessern oder eine neue machen lassen zu dürfen. Der gute Mann versprach es und entfernte sich

unter viel gegenseitigen Komplimenten und tiefen Verbeugungen.

Fragt man, welche Hilfe ich von einem Bruchband habe erwarten können, so antworte ich darauf: in allweg eine sehr große. Diese Bandagen haben gewöhnlich einen großen eisernen Ring, der um sie herumgeht. Wenn man nun diesen gerade biegt, wird er lang und taugt dazu, den Kalk von den Backsteinen loszumachen, und diese nach und nach aus der Mauer zu reißen. Ich erhielt nach vierzehn Tagen das Bruchband und legte es sogleich an, ließ es auch einigemal die Gefangenenwärter sehen, um meine List besser zu verbergen. So hoffte ich von einem erdichteten Leiden glücklichen Erfolg wider ein wirkliches.

Eine gute Vorbedeutung für das Gelingen meines Planes war mir schon die Gunst des Geschicks, das mir die Werkzeuge, die unentbehrlich waren, verschafft hatte. Es fehlte uns jedoch noch an einem stärkeren, dickeren Eisen, mit welchem man der Mauer beikommen konnte, die, wie gesagt, mehr als sechs Fuß dick war; eine Schwierigkeit, deren bloßer Gedanke schon mich beben machte. Nur mit dem Beistand des Höchsten, ohne welchen wir nichts sind und vermögen, konnten wir hoffen, über dieselbe hinwegzukommen.

Den 15. August, an Maria Himmelfahrt, hatten wir gebeichtet und das heilige Abendmahl empfangen, und schickten aus tiefstem Grund unserer Seelen die brünstigsten Gebete zum Himmel, daß seine Vorsehung in unsrer Not und Bedrängnis uns erleuchten und führen möchte.

Und wirklich sollten wir gerade bei diesem dringendsten Anliegen die Größe seiner Erbarmung erfahren und mit Dank und Anbetung seine göttliche Aushilfe erkennen dürfen. Bevor wir uns schlafen legten, am Abend desselben Tages, wiederholten wir unser eifriges Gebet zum Herrn, das ich noch im Bette fortsetzte und mich dem heiligen Geist empfahl, der mir eingeben konnte, was Not war. Als ich so durch das Gebet beruhigt und zufrieden dalag, kam mir der Gedanke, als hätte mir ihn jemand eingeflößt: warum denkst du daran, durch eine so dicke Mauer zu brechen, anstatt oben durch das Deckengewölbe des Kerkers? Ich dachte über diesen Einfall nach, als wenn mir der Himmel ihn eingegeben hätte, und fand richtig, daß, wenn wir die Wölbung der Decke unseres dunklen (zweiten) Zimmers durchbrachen, wir in das Zimmer über dem unserigen gelangen konnten, dessen Fenster nicht vergittert waren und gerade auf die Straße gingen. Voll Entzücken sprang ich aus dem Bett und weckte meinen Freund, der schon fest schlief. „Was gibst du mir, Philipp!" fragte ich, „wenn ich dich in zwei Stunden aus der Gewalt des heiligen Gerichts befreie?" „Du bist ein Narr," sagte dieser schlaftrunken zu mir, „laß mich ruhen und störe mich nicht mit deinen närrischen Einfällen." „Höre mich an," erwiderte ich ihm, „das ist keine Träumerei, sondern vielmehr eine Eingebung von Gott. Du weißt, daß gerade über deinem Bette die Mitte des Gewölbes ist, und da die dicksten Gewölbe in der Mitte nur zwei Fuß dick sind, so können wir es in zwei Stunden durchbrochen haben.

Wir müssen also, statt an die sechs Fuß dicke Mauer zu denken, mit der wir in einem halben Jahre nicht fertig würden, unser Augenmerk auf das Deckengewölbe richten." Jetzt erst ward Alfonsi ganz Ohr; gab mir recht, überlegte sich gleichfalls die Sache und fand, daß wenn wir das Gewölbe an einer Stelle, wo es recht finster wäre, durchbrächen, es den Schließern nie einfallen würde, dorthin zu blicken. „Aber," wendete er mir ein, „wir hätten dann tiefer hinabzusteigen."

„Das macht nichts," entgegnete ich; „wer fünfzig Fuß tief hinab steigt, steigt eben so gut auch sechzig hinunter. Dann braucht nur der Strick ein wenig länger zu sein."

Das leuchtete ihm so sehr ein, daß er augenblicklich aus dem Bette sprang, und wir warfen uns beide im Hemd, wie wir waren, auf unsere Knie und dankten der göttlichen Vorsehung, indem wir leise das Tedeum sangen, dafür, daß sie uns so zu rechter Zeit einen glücklichen Gedanken eingegeben.

Mit einem Besenstiel maßen wir sodann gleich am Morgen darauf die Höhe des Zimmers aus. Es war siebzehn gewöhnliche Fuß hoch. Wir bedurften also einer Vorrichtung, um bis an die Decke steigen und das Gewölbe bequem durchbrechen zu können. Nun fiel mir ein, daß wir hierzu unsere Möbels, d. h. Tische, Stühle, Betten, verwenden könnten. Ich nahm davon gleichfalls das Maß und fand, daß das zusammen ein ganz tüchtiges Gerüste geben könnte. Wir stellten unsere beiden Bettstellen übereinander, auf diese zwei Tische nebeneinander, die einen dritten Tisch tragen mußten. Auf diesen

letzteren brauchten wir dann bloß noch einen Stuhl zu stellen, der fast bis an das Gewölbe reichte. Damit die Ziegel- und Kalkstücke beim Herunterfallen kein Geräusch verursachten, fanden wir für nötig, unsere Matratzen und sonstigen Bettstücke auf die Tische und um sie herum zu legen; eine Vorsicht, die wir bei unserer Arbeit nie versäumten. Weil aber der Pater Kommissario damals über unsern Zimmern seine Wohnung hatte, mußten wir den Eintritt der kalten Jahreszeit abwarten, wo er dieselbe verließ, um sein gewöhnliches Winterquartier wieder zu beziehen.

Unsere Ungeduld ward hierdurch nicht wenig auf die Folter gespannt. Es mußten auch die Stadttore und Straßen, die in das Königreich Neapel führten, die man wegen der herrschenden Epidemie gesperrt hatte, wiederum offen sein, ehe wir auf einen Erfolg unserer Flucht hoffen konnten. Diese Änderung trat auch glücklicherweise bald nachher ein, indem die Wut der Seuche und mit ihr die Gefahr für die Nachbarstaaten sich minderte und nach und nach gänzlich aufhörte.

Wir schickten uns jetzt an, uns mit allem Nötigen zu versehen, was das Gelingen unserer Flucht bedingte. Schon zuvor hatten wir oft und viel davon gesprochen und es war ausgemacht, daß ich mich als Einsiedler verkleiden und einen Teil meines eigenen Anzugs, nämlich Perrücke und Weste meinem Freunde geben sollte. In den Strohsack meines Bettes hatte ich schon seit einiger Zeit eine weiße wollene Decke versteckt, um mich ihrer gelegentlich zu bedienen; auch machte ich eine Laterne

von Pappe, färbte sie inwendig mit Tinte schwarz — außen blieb sie weiß — und tat eine kleine leere Farbenschale hinein, welche ich mit Öl versah und mit einem Docht aus der Wolle meines Schlafrocks. Diese leuchtete uns bei Nacht zu unserer Arbeit, und da die Schließer alle Abend kamen, unser Licht zu löschen, mußte ich sie vorher anzünden ohne daß dieselben es gewahr wurden. Ich verschaffte mir auch eine Menge Farben und Zwirn, unter dem Vorgeben, daß ich dessen zu mancherlei Arbeiten bedürfe, mit denen ich auf Weihnachten die ganze heilige Kongregation beehren wolle. Man gab mir alles, was ich wünschte, und ich sann eifrig nach, was mir alles von Nutzen sein könnte, weil ich die gute Gelegenheit nicht versäumen wollte. Ich zerbrach mir recht eigentlich den Kopf darüber. Die Begierde nach Freiheit erhielt mich in steter Aufregung. Mein einziger Gedanke war jenes Ziel, mein angestrengtes Studium ganz auf dessen Erreichung gerichtet.

Ich sah wohl, daß keine Gnade mehr zu hoffen war, da man uns, statt einige Freiheit zu gewähren, in noch viel engeren Gewahrsam gebracht hatte, und was mir vollends alle Hoffnung auf dereinstige Freilassung benahm, war eine Unterredung mit dem Pater Marchesi, einer in Rom sehr bekannten Persönlichkeit. Er war Priester von der Kongregation von St. Filippo Neri, an der neuen Kirche, ein berühmter Prediger und großer Gelehrter, stand im Ruf aufrichtiger Frömmigkeit, und seine Funktion beim heiligen Gericht bestand in der Prüfung der ketzerischen Lehren. Nachdem wir abgeurteilt worden, kam

er auf päpstlichen Befehl, um uns beichten zu lassen, mit der Vollmacht, uns von allen Sünden zu absolvieren. Ich legte ihm meine Generalbeichte ab, worauf er mir sagte, daß der Papst in Hinsicht unserer unerbittlich sei, und daß wir uns zufrieden geben und uns mit keiner Hoffnung schmeicheln sollten, so lange dieser am Leben sei.

Deß ungeachtet ließ ich gegen ihn keine Entmutigung blicken, und unterhielt mich gerne mit ihm, bald von diesem, bald von jenem. Ich fragte ihn einmal gesprächsweise, welche Strafe solche bekommen hätten, die schon den Versuch gemacht, aus dem Gefängnis des heiligen Gerichts zu entfliehen. Die Antwort war:

„Allerdings haben schon welche diesen Versuch gemacht, er ist ihnen aber mißlungen, da ein Graben und eine Ringmauer den ganzen Bau umgibt.“

„Was würde aber demjenigen geschehen“, fragte ich wieder, „der zu entwischen gesucht?“

„Mein Sohn!“ sagte er; „wer es versuchen würde, sich zu befreien, bevor er absolviert ist, würde zum Feuertode verurteilt werden; denn es wäre das ein Beweis seiner Unbußfertigkeit.“

„Wenn es aber so ist,“ fragte ich, „welche Strafe bekäme er dann?“

„Bloß die, welche auf das Ausbrechen aus dem Gefängnis gesetzt ist,“ war seine Antwort, „denn es ist natürlich, daß man sich von den Leiden, unter denen man seufzt, zu befreien sucht.“

Einige Tage darauf besuchte er mich wieder, und als ich über mein schreckliches Unglück jammerte, sagte er,

um mich zu beruhigen, daß er mit dem Papst eine ganze Stunde lang über meine Angelegenheit gesprochen und Sr. Heiligkeit berichtet habe, was für ein Leben ich im Kerker führe, welche ergebungsvolle Fassung all mein Reden und Tun beurkunde; welche aufrichtige Reue ich bezeuge, daß ich Gott beleidigt; kurz, wie sehr man Ursache hätte, mich als einen Wiedergeborenen und Heiligen zu betrachten, sodaß es Sünde und Schade gewesen wäre, mich von einem Ort zu entfernen, welcher die Ursache einer der schönsten Bekehrungen geworden, von der er jemals gehört habe. Ich ließ ihn nicht ausreden, sondern unterbrach diese Trostrede, die so schön begonnen, aber einen so übeln Verlauf genommen hatte, mit dem schmerzlichen Ausruf: Ach! mein Vater, den Ruhm der Heiligkeit, auf solchem Wege erlangt, hätte ich recht wohl missen können. Um Gotteswillen sprechen Sie nie wieder ein Wort von mir mit dem heiligen Vater und verschonen Sie mich mit einer Dienstfertigkeit solcher Art."

Mit großer Kälte erwiderte er: „Ich glaubte zu Ihrem Besten zu reden und Ihr wahres Heil dadurch zu fördern. Denn so lange Sie hier eingesperrt sind, an einem Orte, der die Freistatt der Frömmigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit ist, ferne von dem Anblick aller derjenigen Gegenstände, welche den Menschen verführen, sind Sie weniger in Gefahr, in die Stricke des Bösen zu verfallen, und den Lockungen und Reizen der gottlosen Welt zu unterliegen. Sie sind hier gesichert vor dem Heere ihrer Versuchungen und frei von Leidenschaften, den schrecklichsten Tyrannen der Menschheit."

Diese erbauliche Predigt teilte ich meinem Freunde Alfonsi mit, und stellte noch ernsthaftere Betrachtungen mit ihm darüber an, wovon das Ende war, daß kein Anschein vorhanden, von diesem unerbittlichen Gericht auch nur die mindeste Gnade zu erlangen, und daß wir zu dem einzigen Mittel, das noch übrig blieb, greifen, und alles daran setzen müßten, um uns die Freiheit zu erringen.

Was uns noch abging, das war, wie schon gesagt, ein stärkeres Eisen als das von dem Bruchband, welches zu dünn war und sich umbog, um damit die Steine in der Mauer aufheben oder die Backsteine losbrechen zu können. Als ich einmal auf und ab ging und nachdachte, wie ich ein Werkzeug auftreiben könnte, das stark genug und zur Vollendung unseres Werks unentbehrlich wäre, warf ich zufällig die Augen auf eine Stelle in unsern Zimmern, wo vordem eine Türe gewesen, und bemerkte zwei große eiserne Türangeln, die mit Blei eingelassen und in der Wand stecken geblieben waren; augenblicklich machte ich Alfonsi darauf aufmerksam, mit den Worten: wir suchen in der Ferne das, was wir so nahe haben. Danken wir dem Himmel, der uns das bietet, was uns am meisten not tut. „Freilich", sagte er zu mir, „könnten wir diese Angeln sehr gut brauchen; allein wie soll man sie von der Stelle bringen?" „Dafür laß mich sorgen," war meine Antwort; und wenn ich auch einen Arm darüber einbüßen müßte, ich will sie gewiß herausbringen." Ich fing nun an, den Kalk mit der Spitze der Schere rings herum wegzubröckeln, und spritzte sodann mit dem Munde Essig darauf, was meine

Arbeit über die Maßen förderte, sodaß ich nach drei Tagen eine der Türangeln im Besitz hatte. Damit die Schließer nichts davon merken sollten, nahm ich von der Kreide, von der ich schon mehrmals gesprochen, weichte sie in Wasser auf und verstrich damit die Stelle, wo die Angel sich befunden hatte. Ich machte nun eine andere Türangel von Pappendeckel, ganz ähnlich wie die eiserne, strich sie eisenfarbig an und steckte sie in die Kreide hinein, die ich in das Loch geschmiert hatte, tat auch Bleiweiß darüber, und die ganze Stelle bekam auf diese Art die natürliche Farbe der Wand, so daß kein Unterschied zu bemerken war und jedermann darauf geschworen hätte, daß es dieselbe eiserne Türangel sei. Damit man aber die herausgerissene Angel nicht finden konnte, steckte ich sie in das Bruchband und trug sie so längere Zeit bei mir, wo es niemand einfallen konnte sie zu suchen.

Wir hatten schon wiederholt davon gesprochen (Alfonsi und ich), was für einen Weg wir einschlagen müßten, um sicher zu entkommen, und hatten uns am Ende darüber geeinigt, daß es am besten sei, uns nach Florenz zu wenden und dann nach Genua zu gehen, von wo aus wir zu Wasser oder zu Lande, je nachdem sich die beste Gelegenheit dazu böte, uns nach Frankreich zu begeben, und zu Lyon oder Marseille so lange bleiben wollten, bis wir unsern Verwandten von unserer Lage und unserem Aufenthalt Nachricht geben und einige Unterstützung an Geld erhalten könnten. Insbesondere hatten wir verabredet, daß wir bloß bei Nacht reisen, bei Tag aber in Wäldern, Gräben oder sonst an Orten, uns ver=

stecken wollten, wo wir hofften, unentdeckt zu bleiben, wenn man uns verfolgen würde. Auch hatten wir zum öftern davon gesprochen, wie man sich beim Hinunterlassen an Stricken zu verhalten habe, und wußten aus Erfahrung, daß man das Seil recht zwischen die Beine nehmen müsse, um desto sanfter und sicherer hinabzugleiten. Wir hatten dies mehr als einmal probiert, indem wir die Gürtel von unseren Schlafröcken aneinander knüpften und dann an das Gitter vor den Fenstern anbanden. Diese waren sehr hoch, und wir ließen uns von da ganz sachte und leicht hernieder. Die Probe gelang herrlich, und wir dachten, es brauche jetzt nichts weiter, als den entscheidenden Schritt selbst zu tun.

Wir waren mit unsern bisher getroffenen Anstalten so zufrieden, daß wir nicht daran zweifelten, das Ende unserer Leiden sei nahe, und eine ungewohnte Gemütsruhe bei uns sich einstellte, welche zur Folge hatte, daß ich eifrig daran war, mich meines getanen Gelübdes zu entledigen und eine meiner Arbeiten zu vollenden, die ich auf dem Altar der Klosterkirche vom Campo Marzio aufstellen wollte. Den 25. Oktober 1693 ward ich damit gänzlich fertig und bat um Erlaubnis, sie dorthin senden zu dürfen. Es ward mir gewährt, nachdem der Kommissarius und die ganze Kongregation zwei bis drei Tage lang dieselbe in Augenschein genommen. Am 28. desselben Monats beichtete und kommunizierte ich und ließ die Arbeit mit einem höflichen Begleitschreiben an die Äbtissin dieses ansehnlichen Klosters abgehen, die zwei Tage darauf schriftlich den Empfang anzeigte und mir dankte.

Indessen trat mit dem Monat November der Nordostwind ein und bestimmte den Kommissario, seine Wohnung zu verändern. Er zog am 6. aus und bezog sein gewöhnliches Winterquartier. Für uns, die wir uns unter dem Zimmer befanden, das er verließ, und mit höchster Ungeduld warteten, bis er fort war, war das Geräusch, welches das Ausziehen veranlaßte, himmlische Musik und wir prießen dafür von ganzem Herzen die Vorsehung. Zum Glück für uns hielten an demselben Tage sämtliche Paters, die zu dem heiligen Gericht gehörten, ihre Versammlung im Minervenkloster, wo sie der große Prozeß der Atheisten von Neapel, eine sehr wichtige Angelegenheit, in dem, wie es hieß, mehr als dreißigtausend Individuen dabei beteiligt waren, vollauf beschäftigte. Dadurch erhielten wir mehr Zeit, unser Gerüste von Bettstellen und Tischen zum ersten Male herzurichten und den Versuch mit dem Durchbrechen des Gewölbes zu machen. Nachdem wir jenes fertig hatten, stieg Alonsi zuerst hinauf, indes ich an der Türe Schildwache stand, damit man uns nicht überraschen konnte. Er fing an, mit der mehrerwähnten Schere und mit einem Nagel zu arbeiten, den ich einmal beim Ausbessern einer Türe den Arbeitsleuten weggenommen hatte. Wir fanden anfangs das Unternehmen höchst schwierig. Alfonsi sagte, dieses Mauerwerk müsse von Diamant sein, weil weder Nagel noch Scherenspitzen etwas halfen. Ich sagte, er solle nur wieder heruntersteigen; es sei besser, die Nacht zu erwarten, wo man mit mehr Bequemlichkeit und weniger Ängstlichkeit arbeiten könne. Wir stellten also unsere Betten und Tische

wieder an ihren Platz, und als die Stunde kam, wo der letzte Besuch der Gefangenwärter stattfinden sollte, verbarg ich das Licht wie gewöhnlich in meiner Laterne, und wir verrichteten halb ausgekleidet unser Gebet, als die Wärter kamen. Als sie uns bei dieser Beschäftigung fanden, visitierten sie nur oberflächlich die Zimmer, Türen und Fenster, wünschten uns gute Nacht und entfernten sich wieder.

Eine Stunde darauf, als nun völlige Stille herrschte, richteten wir unser Gerüste wieder auf, bedeckten und umgaben es mit unseren Matratzen und Decken, damit der Kalk und die Ziegelstücke, die herunterfielen, kein Geräusch machten. Ich stieg nun hinauf und fing an mit dem Eisen meines Bruchbandes das Deckengewölbe an mehreren Stellen zu untersuchen. Ich fand, daß man nirgends besser ein Loch machen könne, als an der Stelle, wo das Gewölbe die Wand berührte, welche unsere Zimmer von einander schied, gerade in dessen Mitte über dem Bett meines Leidensgefährten, welches schon dastand, daß man also nur die übrigen Teile des Gerüstes daneben und darauf zu stellen brauchte.

Glücklicherweise fand ich an dieser Stelle eine Höhlung, was davon herrührte, daß man kurze Zeit vorher eine Arbeit daran vorgenommen, als man die Grundmauern reparieren mußte. Man hatte nämlich eine sehr dicke, lange eiserne Stange daselbst angebracht, um der Stockmauer, gegenüber der Fassade von St. Peter, Halt und Festigkeit zu geben. Es war noch alles ganz frisch, und ich konnte mit dem Eisen von meinem Bruchbande ohne

große Mühe ein Loch darein machen, so daß man mit der Hand hinein konnte, und nachdem ich einige Backsteine losgemacht, nahm ich die eiserne Türangel, um dieselben damit vollends herauszubrechen. Nach und nach kam ich damit bei einem zustande, und dann ging es desto besser mit den andern. Zufrieden mit dem Erfolge dieser erstmaligen Arbeit spritzte ich auch noch mit dem Munde Essig in das Loch, das ich gemacht, tat auf dieses einen Bogen Papier, den ich zu dem Ende mit Bleiweiß gefärbt, und befestigte ihn dergestalt mit Kleister über dem Loche, daß es gar nicht möglich war, ohne genaue Ansicht die Täuschung zu erkennen.

Wir legten dann unsere Maschine wieder auseinander, stellten jedes Stück an seinen Platz, und legten uns schlafen, um unsere Arbeit in der folgenden Nacht fortzusetzen.

Als die Stunde kam und wir das Loch aufdeckten, das in der Nacht zuvor gemacht worden war, fanden wir, daß der Essig, den ich in reichem Maße darein gespritzt, Wunder getan hatte. — Den Essig verschafften wir uns dadurch, daß wir von dem Salat, den wir alle Abend erhielten, etwas beiseite taten, und so einen Vorrat sammelten, um auf Fälle der Not versehen zu sein. — Hocherfreut darob, machten wir nun das Loch größer und tiefer, bis wir an die Ziegelsteine kamen, welche den Fußboden des Zimmers bildeten, aus dem der Kommissario ausgezogen war. Wir dachten, es bedürfe jetzt nichts weiter, als diese Ziegel mit dem Kopfe in die Höhe zu heben, um durchzukommen. Aber=

mals spritzte ich Essig genug in die Öffnung und bedeckte sie wieder mit einem Bogen Papier, aber einem viel größeren als das erstemal. Dann warfen wir allen Schutt mit einander in den Abtritt und legten uns zu Bette.

Als wir mit Tagesanbruch aufstanden, erblickten wir in den Zimmern einen entsetzlichen Staub, der von dem Kalk und den Steinen, welche heruntergefallen, herkam. Damit nun die Schließer keinen Argwohn schöpfen sollten, wenn sie kämen, um nachzusehen, nahm jeder einen Besen zur Hand und fing an, eifrigst die Zimmer auszukehren, als wenn wir das der Reinlichkeit wegen verrichteten.

Diese List gelang uns so gut, daß einer der Wärter zu uns sagte: „Was für einen höllischen Staub machen Sie denn da?“ — Weiter achtete er aber nicht darauf. Endlich war der entscheidende Tag gekommen. Es war der 9. November 1693, das Kirchweihfest der Basilika del Santissimo Salvatore. Den ganzen Tag verwendete ich eifrigst auf die Vorbereitungen zur Flucht. Erstlich machte ich aus unsern zwei ziemlich langen Handquehlen einen Schnappsack, dergleichen die Bettelmönche haben, wenn sie terminieren. Ich wollte darin meine Siebensachen mitnehmen, namentlich einige von meinen Arbeiten, die ich im Notfall verkaufen wollte. Nachdem wir gegessen, schnitt ich mir ein Kleid zu, wie sie die Eremiten des Klosters „Unserer lieben Frau“ am Engelstor tragen, aus zwei weißen wollenen Bettdecken, die wir seit zwei Jahren in unseren Strohsäcken versteckt hatten, Alfonsi

die eine, ich die andere. Auch nähte ich, um Zeit zu gewinnen, damit alles auf die Nacht fertig würde, die Leintücher an einander, so daß wir nur noch diese entzwei schneiden und an den Enden zusammen nähen mußten, damit sie lang genug wurden, um sich daran achtzig Fuß hoch bis auf die Straße hinabzulassen. Das alles wurde in nicht ganz vier Stunden fertig. Nachdem die Nacht eingebrochen war und die Schließer wie gewöhnlich die Runde gemacht hatten, gelobten wir uns (Alfonsi und ich) ewige Freundschaft und schwuren, im glücklichen Falle unserer Rettung, uns nie mehr zu trennen und einander nie zu verlassen. Namentlich sollte der, welcher zuerst ein Unterkommen fände, aufs tatkräftigste sich des andern annehmen.

Jetzt richteten wir unser Gerüste zum letzten Male auf, um unser Werk zu vollenden und das Loch so groß zu machen, daß wir hindurchkommen könnten. Hier zeigte sich aber die größte Schwierigkeit unter allen. Denn als wir die Backsteine in dem Zimmer über uns, die wir geglaubt hatten nur mit dem Kopf aufheben zu können, losbrechen wollten, wurde uns dies schlechterdings nicht möglich, weil man gerade auf diese Stelle einen alten sehr schweren Armstuhl gesetzt hatte. Mittels des Eisens von meinem Bruchbande und den andern Werkzeugen gelang es endlich nach vielen Versuchen, einen der Ziegel so zu zerbrechen, daß ich mit dem Arm durch die Öffnung kommen und den Altvatersessel ein wenig auf die Seite rücken konnte. Nun nahm ich vier bis fünf Ziegelsteine hinweg, und das Loch war so groß, als ich es haben wollte.

Darnach stieg ich von dem Gerüste herunter, schnitt sämtliche Tücher der Länge nach durch, und nähte ein Ende an das andere, um eine Art Seil daraus zu machen, das bis auf das Straßenpflaster hinabreichte. Ich drehte sie zusammen und vernähte sie durch und durch, damit es desto stärker und bequemer zum Anfassen wurde. Dann schnitt ich Alfonsi das Haar ab und setzte ihm meine Perücke auf. Auch warfen wir unsere bisherigen Kleider in den Abtritt, um jede Beschreibung unseres Äußern unmöglich zu machen.

Ich hatte zwei Briefe geschrieben, die ich hinterlassen wollte, den einen an den Papst und die heilige Kongregation, den andern an den hochwürdigen Pater Kommissarius und seinen Amtsgenossen. In ersterem bat ich Se. Heiligkeit und die heilige Kongregation aufs demütigste, mir diesen meinen Schritt vergeben zu wollen. Ich stellte ihnen vor, daß ich mehrmals um Gotteswillen gebeten hätte, mir ein wenig mehr Freiheit zu lassen, um Luft zu schöpfen, aber statt dessen nur desto enger eingesperrt worden sei, und daß ich während meiner länger als vierjährigen Haft tausendmal daran gedacht hätte, mir das Leben zu nehmen, daß ich aber gegen diese Versuchung gekämpft und es nicht bis zur Verzweiflung habe kommen lassen, dagegen die Barmherzigkeit Gottes angefleht hätte, daß er mir beistehen und Mut und Kraft geben möchte, um unter der augenscheinlichsten Lebensgefahr meine Flucht auszuführen. Ich verwahrte mich zugleich, daß kein Groll gegen unsere heilige Mutter, die Kirche, noch einiger Zweifel

an dem katholischen Glauben mich dazu bestimmt habe, sondern lediglich der Wunsch, vor meinem Ende noch einmal das Licht des Tages zu schauen, das die Natur dem verachtetsten Wurme nicht versagt. — Im zweiten Briefe bat ich den Pater Kommissarius und seinen Amtsgenossen, als Männer, die wohl bekannt wären mit den Qualen der Bewohner dieses Orts, daß Sie die Güte haben und zu meinen Gunsten sprechen und mit einem Verzweifelten Mitleid haben möchten, der sich nicht scheue vor einem der gefährlichsten Wagnisse auf der Welt; daß Sie erlauben möchten, daß alle meine Bücher und sonstigen Effekten dem Manne zugestellt würden, der die Sachen meines Bruders besorgte; daß von dem übrigen Gelde, welches mir noch gehörte, zehn Messen für mich gelesen und mein Barbier für zwei Monate bezahlt werden möchte, obgleich mich derselbe während dieser Zeit nicht rasiert hatte; endlich, daß man jedem von unsern Wärtern zwei Testoni geben möchte, um auf meine Gesundheit zu trinken und dergl.

Ich hatte mich absichtlich zwei Monate lang nicht mehr rasieren lassen, damit mein Bart wachsen und ich, je nachdem es nötig schiene, denselben größer oder kleiner stehen lassen und dadurch mein Gesicht verändern könnte. Ich hatte deshalb vorgegeben, so heftiges Zahnweh zu haben, daß ich das Rasieren nicht aushalten könnte, und man hatte mir ohne weiteres geglaubt. Die erwähnten beiden Briefe legte ich auf die Bibel, stieg auf das Gerüste, schlüpfte zuerst durch die im Deckengewölbe gemachte Öffnung und war somit in

dem Zimmer über dem unserigen. Mein erstes war nun, daß ich inwendig die Türen abschloß; ich ließ mir nun von meinem Freunde das Licht reichen, dann unsere Kleider, zuletzt das Seil, das wir aus unsern Tüchern gemacht. Hierauf wollte er mir nachschlüpfen; weil er aber größer und dicker als ich war, ging es nicht an; das Loch war viel zu klein für ihn. Darüber verlor er den Mut und fing an zu verzweifeln und an Armen und Beinen zu zittern. Ich machte ihm wegen seiner Feigheit die nachdrücklichsten Vorstellungen; nachdem er so vieles für seine Befreiung getan, wolle er sich nicht ermannen, um sich aus dieser Verlegenheit zu reißen, und die weitere Mühe sich's nicht kosten lassen, sagte ich ihm. Er solle bedenken, daß der entscheidende Wurf getan und kein Rückschritt mehr möglich sei. — Wir ermangelten auch nicht, aus Leibeskräften zu arbeiten, er von unten, ich von oben, um die Öffnung größer zu machen. Allein die Zeit drängte, und es blieb nicht so viel übrig, um das Loch für ihn groß genug zu machen. Er versuchte es nun zum zweitenmal, doch mit dem=selben schlechten Erfolg wie das erstemal. Ich ward über diese Verzögerung ärgerlich und unruhig und hieß ihn sich ganz nackt ausziehen, weil zum Teil seine Kleider schuld waren, daß er nicht hindurchkam. Er tat es und gab mir dieselben herauf; aber als er nun=mehr hindurchschlüpfen wollte, blieb er stecken, indem er viel zu dick war und die scharfen Ecken der abge=brochenen Ziegelsteine ihm die Brust an mehreren Stellen zerkratzten.

Entschlossen, ihn aus dieser Lage zu befreien, es koste was es wolle, stemmte ich den Kopf an das Gemäuer, hieß ihn mit den Armen mich um den Hals fassen, und zog ihn so mit Gewalt heraus. Welche Mühe das aber kostete, das ist nicht möglich zu beschreiben. Der Schweiß lief mir über das Gesicht herunter, wie wenn man Schwämme auf meiner Stirne ausgedrückt hätte. Alfonsi bat mich um Entschuldigung, als er mich so außer Atem sah, und sagte, daß er mir sein Leben zu verdanken habe. Übrigens wollte seine Angst und sein Zittern kein Ende nehmen. Ich tat mein möglichstes, ihn zu ermutigen. Es half aber alles nichts. Indessen knüpfte ich das Seil an das eiserne Geländer vor dem Fenster, und damit es gerade hinabfiel auf die Straße, band ich an das andere Ende mein Einsiedlergewand, worauf ich es ganz sanft hinunterließ. Nachdem Alfonsi sich wieder angezogen, fragte er mich, wer von uns zuerst sich hinunterlassen solle? Ich antwortete, daß mir dies einerlei sei. Worauf er sagte: „Wenn es dir recht ist, so möchte ich vor dir hinunter, damit du mir über das eiserne Geländer hinüberhelfen kannst, und daß ich nicht die Hände an die marmorne Einfassung stoße, auf welcher der Balkon ruht."

Ich half ihm über den Balkon hinaus, wie er es wünschte, und empfahl ihm, sich recht fest an das Seil zu halten, damit er nicht bei seiner körperlichen Schwere zu schnell hinunterschösse; auch hielt ich das Seil von der steinernen Einfassung entfernt, damit er nicht die Hände an dieselbe stieß, und blieb auf dem Balkon, um

ihn sich hinablassen zu sehen. Es ging ganz gut damit, bis er die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Als er aber etwas weiter unten war — offenbar hatte er vergessen, das Seil zwischen die Beine zu nehmen —, da hörte ich, wie sein Mantel, den er anhatte, heftig an der Wand anstreifte und vernahm zugleich einen lauten Schrei und die Worte: „O Jesus!" Bei diesem Ruf hatte ich nichts eiligeres zu tun, als mich über den Balkon zu schwingen — und nun ließ ich mich ganz sanft und sachte auf den Boden hinab. Mein erstes Wort war die Frage an Alfonsi, was ihm denn begegnet sei. Weinend sagte er mir, er habe ein Bein gebrochen, hob das verletzte Bein in die Höhe und es zeigte sich, daß dasselbe in der Nähe des Gelenkes in mehrere Stücke gebrochen war. Überrascht von diesem unglücklichen Zwischenfall und von Schmerz und Teilnahme durchdrungen, blieb ich wie in den Boden gewurzelt stehen.

Bald faßte ich mich wiederum und sagte zu ihm: „Lieber Bruder, was kann ich tun, um dir zu helfen?" „Geh", war die Antwort, „hole mir einen Wundarzt." „Wohin soll ich jetzt", fragte ich, „in dieser Verkleidung und mitten in der Nacht in der Stadt herum nach einem Wundarzt laufen? Wärest du nicht dicker und schwerer als ich, so würde ich dich auf meinem Rücken irgend wohin zu tragen suchen. Aber in dem Zustand, worin wir uns befinden, muß die erste Sorge sein, womöglich zum Stadttor hinauszukommen. Dieses Unglück, das so ganz unerwartet kommt, bringt mich fast von

Sinnen. Soll ich bei dir bleiben und dich in dieser Not nicht verlassen, so würde dieser Freundschaftsbeweis dir gar nichts helfen, mich aber ganz gewiß vollends verderben. Du würdest weiter nichts davon haben, als daß ich von neuem in ein Kerkerloch an diesem Orte der Qual geworfen würde, mit einem zwei Zentner schweren Gewicht an den Füßen und täglich hundert Stockstreichen, ohne Hoffnung, jemals frei zu werden. Und was das Schlimmste ist, man wird uns jetzt ganz gewiß trennen, daß keiner auch nur ein Wort von dem andern mehr hören wird." Während dieser meiner Rede zog ich das Einsiedlergewand an. Alfonsi sah ein, daß ich in Wahrheit ihm nichts weiter helfen könne, und bat mich, ihn in mein Gebet einzuschließen. Die gleiche Bitte tat auch ich an ihn; wir umarmten uns unter Tränen und Seufzern, und schieden von einander mit Empfindungen der Angst und Wehmut, welche keine Feder zu schildern imstande ist.

Noch war ich nicht bis an das Tor — die Porta dei Cavallegieri, die nicht weit vom Inquisitionspalast ist — gekommen, als Alfonsi, sei es im Übermaß seiner Schmerzen, sei es aus andern Beweggründen, die ich ihm aber nicht gerne zutrauen möchte, laute Wehklagen ausstieß und mit einer so gellenden Stimme rief: „Zu Hilfe! zu Hilfe!" daß der Torwart sogar das Geschrei hörte, und indem er mir aufmachen wollte, mich fragte, wer das wohl sein könne, der so jammere. Meine Antwort war, ich wisse nichts davon. Indessen hörte das Geschrei nicht auf und ward so durchdringend, daß ich es noch vor der

Stadt draußen hörte. Wie ein Schwert gingen diese Klagetöne mir durch die Seele und erfüllten mich mit Angst und Schrecken. Es ist mir ganz unmöglich, die Gefühle, die damals auf mich einstürmten, und die Unruhe und Seelenangst zu beschreiben, die mich dem Wahnsinn nahe brachten. Zudem hatte ich nichts gegessen noch getrunken. Nur etwas Brot und Braten, das ich vom letzten Nachtessen für den folgenden Tag übrig behalten, befand sich in meinem Schnappsack. Für zehn Personen hatte ich körperlich und geistig angestrengt gearbeitet. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, ein ganzer Eimer Schweiß sei von mir gekommen; ich war so abgemattet und zerschlagen, daß ich Gott anrief, nicht um Schutz, um mich der Verfolgung zu entziehen, sondern bloß um einen Tropfen Wasser, meine lechzende Zunge zu kühlen und dann zu sterben. So fürchterlich war die Qual meines Durstes. Zwar sandte der Himmel Wasser genug, denn der Regen fiel in Strömen; es half mir aber nichts, denn aus dem Kot und Staub, in den es regnete, konnte ich nicht trinken. Ich war in einem Zustande völliger Erschöpfung; meine Knie zitterten, meine Füße trugen mich kaum noch; fieberisch schlugen meine Pulse, die Zunge klebte mir am Gaumen; ich mußte nach Luft schnappen und die Angst, wieder eingefangen zu werden, verbunden mit dem Schmerz über den Verlust meines unglücklichen Kameraden, erfüllte meine Seele mit den furchtbarsten Schreckbildern, und machte meinen Zustand über alle Beschreibung elend. Was meinen Mut vollends gänzlich darniederschlug, war

der Umstand, daß mein Einsiedlergewand nach und nach so durchnäßt wurde, daß es mich fast zu Boden zog und mir die wenigen Kräfte noch raubte, so daß ich mich nicht imstande fühlte, weiter zu gehen. In dieser höchsten Not entschloß ich mich, um nicht zu unterliegen, mich alles dessen zu entledigen, was mich beschwerte. Indem ich den Weg hinauflief, der zu dem Wirtshaus, „Zur Laus" genannt, führt, wovon das dortige Revier seinen Namen hat, sah ich einen Heuschober offen; in diesen warf ich meinen Schnappsack mit allem, was darin war, zuförderst das bischen Brot und Fleisch, das meinen Hunger stillen sollte, und mußte mich somit einzig und allein auf die Hilfe und Barmherzigkeit Gottes verlassen.

Als ich eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, fand ich für gut, von der Landstraße abzugehen und mich irgendwo zu verstecken. Abgesehen von dem jämmerlichen Zustande, in dem ich mich befand, hemmte die Furcht meine Schritte, und jeden Augenblick glaubte ich, die Häscher seien mir auf den Fersen. Ich verließ also die Landstraße und bog rechterhand ab gegen die Stadtmauer; wieder auf einem kleinen Hügel sah ich dann rings umher, wo und wie ich mich verstecken könnte. Ich fand für gut, in einen der Weinberge zu schlüpfen, welche ganz nahe sind. Indem ich aber an einer Hecke hinschlich, hinter der ich einen Weinberg vermutete, suchte ich vergebens nach einer Stelle, um hindurch zu schlüpfen, weil alles dicht verwachsen war. Endlich bemerkte ich mitten in der Hecke einen Baum. Dies brachte mich auf

den Gedanken, einen Ast davon zu fassen, und, mit dem Rücken gegen die Hecke gekehrt, damit die Dornen mir das Gesicht nicht zerkratzten, an demselben mich hinüberzuschwingen, indem ich einen Purzelbaum machen mußte.

Dies gelang, aber anstatt in den Weingärten, wie ich gehofft, war ich in den Krautgärten und mehr als je in Verlegenheit, da ich nicht wußte, wo ich mich verbergen sollte. Es war gerade Vollmond und ziemlich hell, trotzdem daß es sehr stark regnete; da sah ich denn einen zweiten Baum, über und über mit Efeu umrankt. Das war mein Glück; bei näherer Ansicht zeigte es sich, daß man eine Art Rasensitz unter demselben angelegt und aus den Zweigen ein Dach gegen die Strahlen der Sonne zurecht gemacht hatte. Hier setzte ich mich nieder, und die Blätter des Efeu verbargen mich so gut, daß man mich nicht sehen konnte, während ich selbst alles sah. Indessen ward der Regen immer stärker, mein Durst aber unerträglicher; ich saugte zwar das Wasser auf, das auf die Blätter fiel, es war aber gallenbitter; auch netzte es bloß meine Lippen ein wenig und erregte mir noch stärkeren Durst, anstatt ihn zu stillen. Dieser Efeu erinnerte mich in meiner Trübsal an den Kürbis des Propheten Jonas, von dem es heißt (Jon. 4, 6): „Und er freute sich sehr über den Kürbis." Seinem Beispiele gemäß befahl ich meine Wege dem Herrn, der ihn zu züchtigen und zu erretten wußte, und betete um Standhaftigkeit in meinen großen Nöten, und um Schutz und Beschirmung wider die, „so mir nach dem Leben trachteten." Ich ergab mich ganz und gar in seinen Willen

und flehte ihn aus der Tiefe meines Herzens um Kraft, den Hunger und Durst zu überwinden und den Verfolgungen meiner mächtigen Feinde zu entrinnen. Unvermerkt schlief ich vor Müdigkeit ein; dieser Schlaf dauerte zwei Stunden lang, und ich erwachte mit Tagesanbruch. Wer ermißt aber die Größe meines Schreckens, als ich ganz nahe bei mir fünf bis sechs Männer gehen hörte, welche leise mit einander sprachen, und ich die Worte vernahm: „Hier kann niemand durch." Mit Zittern und Beben erfüllte mich diese Nähe, und man kann sich wohl denken, daß ich kaum zu atmen wagte. Nachdem sie vier- bis fünfmal an der Hecke auf- und abgeschritten, mochten sie es endlich müde sein, dem Regen zu trotzen, der gar nicht nachließ, und entfernten sich wieder. Als es nun völlig Tag war, ward ich auf Büchsenschußweite von mir zur Linken das Haus des Gärtners gewahr. Ich bemerkte dabei eine Frau und drei bis vier kleine Kinder. Diese wären unfehlbar herbeigekommen, wenn das Wetter anders gewesen wäre, um unter diesem Baume zu spielen; denn man hatte diesen Platz offenbar hierzu eingerichtet, da im ganzen Garten sonst kein geeigneter sich befand, und sonst alles mit Küchengewächsen bepflanzt war.

Ich überzeugte mich jetzt aufs klarste, daß mir Gott ganz besonders gnädig sei und beistehe, indem es den ganzen Tag ununterbrochen fortregnete. Sonst wäre ich ganz gewiß entdeckt worden. Allein es goß dermaßen wie in Strömen herab, daß der Gärtner selbst nicht aus dem Hause konnte. Ich bemerkte jedoch, daß er, um Wasser

zu holen, einen Krug nahm und damit, so schnell ihn seine Füße trugen, nach der Richtung hinlief, wo ich mich befand. Kaum einige Schritte von dem Baume, der mich verbarg, entfernt, bückte er sich nieder und füllte seinen Krug an einem kleinen Graben, den ich zuvor nicht bemerkt hatte. Dann lief er wieder, ohne in die Höhe zu sehen, spornstreichs seinem Hause zu. Ich verschmachtete vor Durst und hatte, ein zweiter Tantalus, das Wasser vor mir, ohne trinken zu können. In der Nacht hatte ich es nicht wahrgenommen, und bei Tage konnte ich es nicht wagen, hin zu gehen und meinen Durst zu löschen. Das vom Himmel kam, war mir nur lästig; das, welches von dem Graben hinter mir herunterlief, durchnäßte mich bloß im Rücken. Außerdem daß ich bis auf die Haut naß war, war ich auch von dem langen Sitzen ganz steif und starr geworden. Das Wasser, von dem ich endlich troff, erkältete mich, und ich war fast wie gelähmt, und zuletzt unfähig, ein Glied zu rühren.

Mitten in meiner übeln Lage konnte ich doch nicht umhin, an das Schicksal des armen Alfonsi zu denken. War er nicht imstande gewesen, sich irgendwo zu verstecken oder nach der Peterskirche zu kriechen, wo er ein geheiligtes Asyl fand, so war er ohne Zweifel wiederum eingesperrt und gezwungen worden, zu sagen, auf welche Art wir unsere Flucht bewerkstelligt, welchen Weg wir hatten einschlagen wollen — und namentlich meinen Anzug zu beschreiben. Letzterer Umstand war im höchsten Grade gefährlich für mich, zumal ich bei meiner

traurigen Lage keine Möglichkeit sah, mir andere Kleider zu verschaffen, indem ich an Geld bloß eine halbe Pistole besaß, die mir mein Bruder bei seinem früher erwähnten Besuch im Gefängnis heimlich noch in die Hand gedrückt hatte. Ich sah nun wohl, daß ich meinen Plan änderte und einen andern Weg einschlagen und in östlicher Richtung meine Flucht fortsetzen müsse.

Hierzu entschloß ich mich denn auch und dachte nach, wie mein Einsiedlergewand am besten zu verändern wäre. Ich fand, daß ich nichts gescheiteres tun könne, als den langen Talar, der mir bis auf die Knöchel hinabreichte, bis an das Knie abzuschneiden und einen weiten Rock daraus zu machen, von dem Mäntelchen aber, das ich darüber trug, nur den Kragen zu nehmen und auf den Rock zu setzen, so daß es einen Oberrock mit rundem Kragen gab. Hierdurch gewann ich auch noch insofern, als meine Kleidung leichter wurde, was ich bei meiner außerordentlichen Erschöpfung sehr hoch anzuschlagen hatte. Ich griff in die Tasche, um zu sehen, ob ich meine Schere nicht bei mir habe, und siehe da, nicht allein diese, sondern auch Nadel und Faden fanden sich, die ich bei meiner Entweichung ganz zufällig in der Verwirrung zu mir gesteckt. Ich zerschnitt nun das Kleid und nähte es wieder zusammen, wo es nötig war. Was ich nicht davon brauchte, ließ ich in der Hecke liegen, wo ich mich denselbigen ganzen Tag bis abends 9 Uhr verborgen hielt. Um diese Stunde gerade hörte es auch auf zu regnen; da verließ ich mein Versteck, schlug den Weg rechts ein, sprang über die Hecken, die mir in den

Weg kamen, und ging auf ein Winzerhäuschen zu, wo ich ein Licht bemerkte.

Hier tat ich, als wäre ich ein Fremdling, und bat den Weinbauer um ein wenig Wasser, denn ich konnte mich vor Schwäche fast nicht mehr auf den Beinen halten. Er sagte zu seiner Frau, sie solle mir Lauer (Nachwein, dergleichen fast in allen Weingegenden durch Wasser, das man auf die ausgepreßten Treber schüttet, bereitet und von den armen Winzern getrunken wird) geben. Indem die Frau darnach ging, fragte mich der Mann, wer ich sei, woher ich käme, wohin ich wolle. Ich antwortete, indem ich mich stellte, als spräche ich schlecht italienisch und französische Worte darunter mischte, daß ich aus der Normandie und ein armer Pilger sei, der die heiligen Kirchen zu Rom besuchen wolle. Die Frau brachte mir einen großen Krug besagter Lauer, von dem ich mehr als die Hälfte trank. Allein, wenn ich auf der einen Seite meinen Durst löschte, überschwemmte ich mir auf der andern den Magen, der ganz leer war. Es ward mir sehr übel und wehe, und ich mußte ihn um ein Stückchen Brot bitten, entweder für Geld oder um Gotteswillen. Der Bauer ward gerührt und gab mir edelherzig die Hälfte von einem großen Laib, wofür ich dankbarer war, als wenn er mir einen Schatz geschenkt hätte. Da machte ich an mir selbst die Erfahrung, daß auch das leckerste Gericht nicht so gut schmeckt, als ein Stück Brot, das man in der äußersten Not erhält. Der Mann zeigte mir alsdann den Weg nach dem Engelstor in Rom und wies mich nach einer guten Herberge,

gleich wenn man in die Stadt hineinkommt, begleitete mich zu seinem Weingarten hinaus und wünschte mir glückliche Reise und gute Nacht.

Wie ich allein war, ging ich natürlich nicht auf die Stadt, sondern den Wiesen zu, die vor dem Engelstore liegen, und aß von dem Brote, das ich erhalten und von dem ich einen Teil aufgehoben hatte, um im Fall der Not mein Leben zu fristen. Diese Wiesen waren aber infolge der unaufhörlichen Regengüsse der vergangenen Tage so voll Wassers, daß mir dieses bis über die Knöchel ging. Ich hätte das aber nicht geachtet, wenn es nicht aufs Neue angefangen hätte zu regnen, und zwar so entsetzlich, daß ich nicht mehr fortkommen konnte. Ich mußte mich also wieder auf die Landstraße begeben, in die ich unterhalb des Gartens Farnese einlenkte. Auf einmal verspürte ich eine Regung in mir, die wie von höherer Hand zu kommen schien, wodurch ich bestimmt wurde, nicht weiter zu gehen, bis es zehn Uhr geschlagen habe. Ich hatte keine Hilfe als von Gott zu erwarten. Ihm allein verdankte ich das Gelingen meiner Entweichung aus dem Kerker. Zu ihm rief ich denn auch unaufhörlich um seinen ferneren Beistand, und voll Vertrauens auf seine Güte hielt ich die Gedanken, die in mir auftauchten, für Winke, die mir der Himmel gebe. Als ich in die Nähe des Ponte Milvio*), der über die Tiber führt, gekommen war, kam mir der Einfall, mich in einem Feldstück zu verbergen, das mit Rohr, wie man es in jener Gegend zu Pfählen

*) Heutzutage Ponte Molle (Anm. d. Übers.).

in den Weinbergen verwendet, angepflanzt war, um zugleich darin Schutz vor dem Regen zu finden und zu warten, bis es zehn Uhr schlagen würde. Ich wollte zu dem Ende über einen Graben springen, der voll Wasser war, doch wegen meiner Schwäche und Ermattung, oder aus Unbehilflichkeit, fiel ich, statt hinüber zu springen, mitten hinein, und wenn schon vorher kein trockener Faden mehr an mir war, so ward ich durch dieses Bad vollends ganz durchnäßt.

Ich kletterte endlich heraus, wobei mich die Dornen tüchtig zerstachen, und gelangte auf das Ackerstück, wo ich Schutz vor dem Wasser zu finden wähnte. Es war aber gerade das Gegenteil der Fall; denn an den langen Blättern der Rohrstengel lief das Wasser wie in Rinnen auf mich herab. Ich setzte mich jedoch nieder, so gut es eben anging, verrichtete meine Abendandacht und betete meinen Rosenkranz. — Als es zehn Uhr schlug, war es mir wieder, als ob mein Innerstes mir sagte: ich solle augenblicklich weiter gehen. Ich stand auf und verließ jenes Rohrgebüsch wieder, war aber noch nicht hundert Schritte von dieser Stelle entfernt, als ich auf der Strada Flaminia, welche gerade auf die milvische Brücke hinführt, einen Trupp Reiter vernahm, die dieser Brücke zuritten. Urplötzlich warf ich mich zu Boden und hatte den Kopf der Brücke zugewandt. Da sah ich, daß es Hatschiere seien, und konnte ihrer dreißig zählen. Der Mond war gerade aus dem Gewölke getreten und schien hell auf die Büchsen, welche die Reiter vor sich hielten, so daß ich sie leicht erkennen konnte.

Sie ritten über die Brücke, und bei einem in der Nähe gelegenen Wirtshause trennten sie sich in zwei Abteilungen, deren eine gegen Baccano, die andere gegen Prima Porta sich wendete, und hätten mich sicherlich erwischt, wenn mir nicht Gott den Gedanken eingegeben hätte, zurückzubleiben. Ich dankte dem Herrn für diesen abermaligen Beweis seiner Gnade, labte mich mit einem guten Trunk Wasser und machte mich wieder auf den Weg, und zwar Prima Porta zu, hinter den Häschern drein, anstatt ihnen voraus zu sein.

Als ich an einen kleinen Hügel, wo der Weg nach Quinto führt, gelangte, und ihn zu ersteigen im Begriff war, fing es wieder an zu regnen und diesmal stärker als je, was mich nötigte, in einem Wirtshause, das auf der Anhöhe liegt, einzukehren. Ich trat in den Hof und rief, man solle mir um Gottes willen aufmachen. Man erwachte endlich von den Schlägen, die ich an die Türe tat, und zum Fenster heraus sagte jemand zu mir, man könne mir nicht mehr aufmachen; wenn ich aber bloß vor dem Regen geschützt sein wolle, so könne ich durch die Hintertüre mich in den Stall begeben, der offen sei. In diesem befand sich ein Pferd, ein Ochse und ein Esel. Diesen nahm ich einen Wisch Heu aus der Raufe, setzte mich auf einen Bund Stroh, trocknete mir so gut ich konnte mit dem Heu die Füße und schlief todesmüde ein. Als ich nach zwei Stunden erwachte, hatte der Regen aufgehört, der Himmel war heiter, der Mond schien klar und helle und leuchtete auf meinen Pfad, indem ich meine Wanderschaft fortsetzte, wobei ich die Landstraße sorg=

fältig vermied, um keinen Fuhrleuten zu begegnen, die bei Nacht sowohl als bei Tage unterwegs sind.

Ich gelangte an ein anderes kleines Wirtshaus in der Nähe der Schäferei des Herrn von Bongiovanni, vor welcher ein großer Brunnen zur Tränke des Viehs sich befand. Hier stillte ich meinen Durst und indem ich darauf nach dem Wirtshaus mich umsah, erblickte ich vier Häscher unter der Haustüre, welche sehr ruhig schliefen. Ganz sachte ging ich vor denselben vorbei, so leise als möglich auftretend, und setzte meinen Weg weiter fort.

Als ich über die Brücke bei Prima Porta gekommen war, wandte ich mich rechts, und ließ diesen Ort links, aus Furcht daselbst wieder Häscher anzutreffen, die auf mich Jagd machen sollten. Während ich am Ufer der Tiber weiter ging, fühlte ich mich infolge der Kälte der Nacht, der Nässe vom Regen und so vielen andern ausgestandenen Ungemachs außerordentlich schwach und konnte mich kaum auf den Beinen halten. Doch schleppte ich mich fort so gut es ging und kam zwei Stunden vor Tagesanbruch an eine Hütte der Schäfer des Fürsten Angelo Altieri; ich ließ mir öffnen, indem ich sagte, daß ich frühstücken wolle, was diese Leute glauben machte, daß sie hier etwas verdienen könnten, während sie mir sonst keineswegs würden geöffnet haben. Als ich eingetreten, fragte ich den Schäfer, ob er mir etwas geben könnte. Er antwortete, ich habe nichts als die Kaldaunen eines Lamms. Ich sagte, er solle mir diese braten, damit er mir Feuer anmachte, das ich nötiger hatte als

Nahrung. Indem er das Essen zubereitete, zog ich mich aus, um meine Lumpen zu trocknen, die so naß waren, daß man sie auswinden konnte, aß, wie man sich denken kann, gierig alles, was er mir gab, nebst zwei Broten und trank eine Flasche Wein. Während ich damit beschäftigt war, meinen Hunger zu stillen, gab ich nicht auf meine Schuhe Acht, die ich in die Nähe des Feuers gestellt hatte, um sie zu trocknen, und welche der Schäfer in seiner Dummheit demselben so nahe gebracht hatte, daß einer davon an der Fußspitze ganz verbrannte und es mit dem andern ebenso gegangen wäre, wenn ich ihn nicht sogleich weggerückt hätte. In diesem neuen Unglück bewies ich eine Geduld wie Hiob; ich sagte kein Wort, nahm ein Messer, schnitt alles Verbrannte weg und beschuhte mich wieder, so gut ich konnte. Als der Tag graute, kleidete ich mich an, gab dem Schäfer was er verlangte, versah mich noch mit einem Brot und setzte meinen Weg fort.

Ich hatte mich noch nicht weit von der Hütte entfernt, als die Sonne aufging, ich begegnete mehreren Reisenden oder Kaufleuten, die auf die Messe nach Civita Castellana gingen. Weil ich aber fürchtete, einem zu begegnen, der mich erkannte, verließ ich die Landstraße und als ich auf dem Felde einen Bauer arbeiten sah, wandte ich mich an diesen mit der Frage, wo die Fähre sei, die einen über den Fluß setze. Er deutete auf einige Bäume in der Ferne, und sagte mir, dies sei die Stelle, wo man sich übersetzen lassen könne. Ich schlug den Weg ein, den er mir zeigte, und war übrigens selbst ein wenig

in der Gegend bekannt, weil ich einige Male zum Wachteln und Lerchenfang dahin gekommen war. Allein ehe ich die Stelle der Überfahrt erreichte, gab mein ganz verdorbener Magen, entweder weil ich zwei Tage lang nichts gegessen oder wegen der schlechten Nahrung, die ich kurz zuvor zu mir genommen, alles wieder von sich, was ich gegessen hatte, so daß ich mich schlechter befand als je. Ich begab mich jedoch zur Stelle und rief den Fährmann, der sich jenseits des Flusses befand, daß er mich holen solle. Die Antwort war, das Wasser sei zu groß wegen des mehrtägigen anhaltenden Ungewitters und er könne mich um weniger als ein halbes Kopfstück*) nicht hinüberführen. Nun berechnete ich, daß, wenn ich bei jeder Überfahrt so viel bezahlen müßte, mein Geldbeutel bald leer sein würde. Ich bot ihm einen Paolo, er wollte mich aber für dieses nicht übersetzen. Hätte ich es wagen und hinüberschwimmen wollen, so war ich in Gefahr zu ertrinken, zumal bei meiner großen Schwäche. Wollte ich umkehren, so lief ich Gefahr meinen Verfolgern in die Hände zu fallen. In dieser Verlegenheit setzte ich mich am Ufer nieder; bald darauf kam ein Kaufmann mit Waren, der den Fährmann veranlaßte, ihn hinüber zu führen und mit dieser Gelegenheit kam ich gleichfalls hinüber für den Paolo, den ich demselben angeboten.

Ich lief ungefähr eine Viertelstunde lang über Wiesen und verbarg mich alsdann in einem nahen Gehölz. Hier aß ich das Brot, das ich von dem Schäfer mit-

*) Testone = 3 Paoli (Anm. d. Übers.).

genommen. Ich entschloß mich nun, über das Gebirge und auf abgelegenen Wegen bis zur Casa santa Unserer lieben Frau nach Loretto zu pilgern, um hier Gott und der heiligen Jungfrau für meine Befreiung zu danken. Doch dachte ich, daß es mir unmöglich sein würde meine Reise fortzusetzen, wenn ich nicht zuvor meinem durch so viele Leiden geschwächten Körper Ruhe und einige Nahrung gewährte. Es fiel mir ein, daß ich im Sabinerland einen wahrhaften Freund hätte, der jedesmal bei mir wohnte, so oft er nach Rom kam und mich gleichfalls beherbergte, wenn ich in seiner Gegend mit der Jagd mich belustigte. Ich nahm mir vor, ihn aufzusuchen, wiewohl ich zweifelte, ob ich ihn zu Hause treffen würde. Allein es war besser etwas zu wagen, um vielleicht einige Ruhe genießen zu können, als noch länger in den Wäldern zu verkommen und mich dadurch ganz unfähig zur Fortsetzung meiner Flucht zu machen. Ich wartete auf die geeignetste Zeit, um aus meinem Versteck hervorzukommen und mich wieder auf den Weg zu machen. Während des Tages verbarg ich mich in den Wäldern und des Nachts ging ich weiter nach dem Orte zu, wo mein Freund sich befand.

Nach manchen Umwegen gelangte ich endlich eines Abends um 9 Uhr dahin, ging, ohne Zeit zu verlieren, gerade auf sein Haus zu und fand glücklicherweise einen seiner Knechte unter der Türe. Diesen fragte ich, ob sein Herr zu Hause sei, was er bejahte. Ich erwiderte: „Tut mir den Gefallen und laßt ihn wissen, daß ich von einem seiner Freunde zu Rom einen Brief an ihn

habe." Der Knecht ging und kurz darauf kam sein Herr unter das Haus mit ihm, der ihm leuchtete.

Als derselbe nur vier Schritte vor sich einen so schlecht gekleideten Menschen mit einem großen Bart sah, fürchtete er, es möchte ein Räuber sein und sprach laut, ohne mir näher zu kommen: „Wo ist der Brief, den Ihr mir zu übergeben habt?" Ich antwortete ihm: „Hier," tat, als wenn ich ihn aus der Tasche nehmen wollte und sagte zu ihm, er möchte seinen Knecht mit dem Licht fortschicken. „Nein," versetzte er, „ich will haben, daß er dableibe." Nun trat ich ihm erst näher, nahm ihn bei der Hand und sagte ihm ins Ohr: „Ich bin Pignata." Er war sogleich gefaßt und sagte, ohne einige Verlegenheit blicken zu lassen: „Morgen, bevor Ihr weiterreiset, kommt wieder, ich will Euch die Antwort mitgeben". Alsdann hieß er seinen Diener fortgehen und tat, als hätte er mir etwas insgeheim zu sagen. Während aber jener die Treppe hinaufging, führte er mich in sein Zimmer, ohne daß es der Diener gewahr werden konnte, und schloß mich in sein Schlafkabinett ein. Hierauf holte er selbst Licht und sagte zu seinen Leuten, er wolle allein in seinem Zimmer zu Nacht speisen und man solle dazu Anstalt machen. Sobald er wieder gekommen war, schlossen wir uns ein und er gab mir unter tausend Umarmungen die Beweise seiner unveränderten Freundschaft. Ich sagte zu ihm: „Mein lieber Freund, ich bin in Verzweiflung, wenn du dich weigerst mir beizustehen. Ich bin im höchsten Grade nicht sowohl der Nahrung als der Ruhe bedürftig und

kann infolge der vielen Strapazen, die ich ausgestanden, vor Schwäche nicht mehr stehen.“ Sogleich holte er Feuer in einem Bettwärmer, wärmte mir das Bett selbst, rieb mich am ganzen Leib mit Tüchern und Branntwein, brachte mich zu Bette und eine Stunde später, als er sich sein Essen ins Vorzimmer bringen lassen und seine Leute weggeschickt hatte, trug er es zu mir in das Zimmer neben das Bett, worin ich lag, und aß mit mir zu Nacht. Er hörte nicht auf, mich zu herzen und zu küssen und war ganz erstaunt und entzückt darüber, mich bei sich zu sehen, nachdem ich ein so gefährliches Unternehmen glücklich bestanden. Er legte sich nun zu mir ins Bett, welches nach dem italienischen Brauch für vier Personen groß genug war. Auch wollte er mir diese erste Nacht durch unzeitiges Fragen nicht beschwerlich fallen und hatte an dem genug, was wir während des Essens sprachen und ließ mich schlafen.

Mein Schlaf dauerte zwölf Stunden in einem fort. Den andern Morgen erzählte ich meinem Freund meine ganze Geschichte und er teilte mir seinerseits mit, was er von Rom über mich gehört und was man in dem Städtchen sprach, in dem er wohnte und in dem ich sehr bekannt war. Er hatte drei Brüder, welche, als er sich immer das Essen in sein Zimmer bringen ließ, aus dem er sich selten entfernte, auf die Vermutung gerieten, er habe ein Mädchen darin eingeschlossen, und sich mit einander darüber aufhielten. Als er das merkte, gab er mir sogleich Nachricht davon und sagte, um jeden Verdacht zu vermeiden, wolle er sich wie gewöhn-

lich in der Stadt sehen lassen und ich müßte mich gedulden und ein paar Stunden allein bleiben; ich könnte ihm ja ein Liedchen in Musik setzen, um mir die Zeit zu vertreiben. Dies tat ich denn auch.

Abends kam er wieder und sagte: „In den zwei Stunden, die ich fort war, habe ich viel von dir sprechen hören. N. N. — der aus derselben Stadt und einer von meinen Freunden war — ist aus Rom gekommen und bringt die Nachricht mit, daß der Papst sich außerordentlich viel Mühe gebe und nach allen Seiten strenge Befehle erlassen habe, um dich wieder einzufangen, es möge kosten was es wolle. Er sagt, fünfzig Häscher haben auf der Messe zu Civita Castellana auf dich gefahndet unter folgender Gestaltsbezeichnung: „du seiest eher klein als groß, eher dick als mager, blondhaarig und von weißer Gesichtsfarbe, 33 bis 34 Jahre alt, als Einsiedler gekleidet mit weißen wollenen Gewändern, führest eine silberne Tabaksdose, ein silbernes Scherenbesteck bei dir, sodann einen Ring mit einem Totenkopf in dessen Augenhöhlen zwei kleine Diamanten stecken, wie auch einen weitern mit einem Smaragd und sechs Diamanten. Auch habe man ein kleines Brustbild von dir, wodurch man dich erkennen könne. Ferner seien fünfzig Häscher bei dem Übergang über das Gebirge bei Viterbo und an allen Straßen postiert, die aus dem Kirchenstaat führen, auf jedem Posten ein Korporal mit fünfzehn Häschern, ohne die Soldaten, welche das Land durchstreifen und alle Märkte, Städte und Dörfer durchsuchen und auf dich fahnden. Kurz, man habe in

allem, sowohl Soldaten, als Häscher und Kundschafter, mehr als fünfhundert Mann deinethalben in Bewegung gesetzt. Auch habe ich erfahren, daß der unglückliche Alfonsi wieder eingefangen worden und alles habe sagen müssen was er wußte; und daß man durch ihn Kunde von den erwähnten Kennzeichen erhalten habe."

Diese Nachrichten machten mich nachdenklich; denn ich konnte an ihrer Richtigkeit nicht zweifeln, wegen der genauen Angabe alles dessen, was ich bei mir trug. Mein Freund konnte unmöglich wissen, daß ich diese beiden Ringe bei mir hatte, was allein Gott, den Obern der Inquisition und mir bekannt war. „Was du gehört hast", sagte ich zu ihm, „ist nur allzu wahr. Hier", setzte ich hinzu, indem ich sie hervorzog, „siehst du die genannten Erkennungszeichen. Ich lege alles in deine Hände, mache damit was du willst; nur sei so gut und gib mir etwas Geld, daß ich weiterreisen kann."

Seufzend erwiderte er mir: „Es tut mir leid, daß ich dir nicht viel geben kann. Ich habe das Geld für Wein und Korn, die ich verkauft, noch nicht eingenommen, worin, wie du weißt, mein ganzes Einkommen besteht und das die Käufer nur in bestimmten Fristen bezahlen. Aber ob ich gleich nicht bei Kasse bin und auch nicht zu entlehnen das Herz habe, um bei niemand Verdacht zu erregen, will ich dir doch einigermaßen auszuhelfen suchen, übrigens rate ich dir, den Plan aufzugeben, nach Loretto mitten durch päpstliches Gebiet zu gehen, wo du unfehlbar wieder aufgegriffen würdest. Suche vielmehr in das Königreich Neapel zu kommen, von

wo aus du sehr weit kommen kannst, ehe man deinen Aufenthaltsort entdeckt und vom Vizekönig die Erlaubnis dich festzunehmen erhält."

„Du hast ganz Recht", sagte ich, „allein ich weiß den Weg von hier ins Königreich nicht, und habe ihn nie gemacht; ich müßte nachts über das Gebirge und durch Wälder wandern und würde vielleicht auf diesen unbekannten Wegen mich verirren oder in meiner Verfolger Hände fallen und möchte lieber tausendmal sterben als wieder eingefangen werden."

„Wenn du weiter keinen Anstand hast als diesen", entgegnete er, „so kann ich helfen und dir einen Führer mitgeben, der dir noch nützlicher sein wird als Geld, und wenn du auch alle Taschen voll hättest. Dieser Führer ist ein Bauer, den ich genau kenne und der mir schon bei verschiedenen Vorfällen gedient hat, bei denen er mir Beweise einer unverletzlichen Treue gegeben. Du brauchst ihm jedoch weder deinen Namen noch deine Angelegenheiten zu offenbaren. So werdet ihr beide sicher sein, du wegen deines Geheimnisses und er, daß er sich keine verdrießlichen Händel zuzieht."

„Um weniger verdächtig zu sein, möchte ich mich als Bauer oder Schäfer verkleiden", sagte ich. „Das wird sehr gut sein", war seine Antwort, „und ich will dafür sorgen, daß der Bauer dich schon in dieser Verkleidung antrifft."

Am folgenden Abend — es war derselbe, an dem ich abreiste — ließ er den Bauer, der Francesco hieß, in sein Zimmer kommen. Wir sprachen mit ihm davon,

daß ich notwendig in das Königreich Neapel mich begeben müsse, ohne ihm etwas weiteres zu sagen, als daß er mich gut führen solle, besonders über das Gebirg und durch unbewohnte Gegenden, um niemand zu begegnen, und daß wir mehr bei Nacht als bei Tag wandern müßten. Der Führer versprach alles. Mein Freund ließ mich einen Schäferspelz anziehen, gab dem Bauern eine Flasche Wein, Brot, eine Wurst und einen halben Käse in einem Säckchen, nahm mich auf die Seite und drückte mir zwei Pistolen in Silber in die Hand mit den Worten:

„Ich bitte dich, mir nicht übel zu nehmen, daß ich dir nicht mehr gebe; ich schwöre dir, das ist alles, was ich gegenwärtig habe. In vierzehn Tagen erst könnte ich dir ein Mehreres geben, kann dich aber nicht so lange im Hause behalten, ohne die größte Gefahr für dich und mich. Wenn das Unglück wollte, daß du entdeckt würdest, wären wir alle beide verloren. Gedulde dich also, und wenn du in Sicherheit bist, gib mir unfehlbar Nachricht. Ich versichere dich, daß ich keine Ruhe habe, bis der Führer wieder zurück ist. Du brauchst ihm nichts zu geben, ich werde ihn schon belohnen wenn er heimkehrt, ich habe ja genug von dir in Händen, um ihn zufrieden stellen zu können, und er wird sich nicht zu beklagen haben."

Wir aßen hierauf zu Nacht. Dann ging er zu seinen Brüdern hinauf und hieß sie sich waffnen und mit ihm kommen. Sie kamen herunter in der Dunkelheit und wir verließen gegen zehn Uhr des Nachts das

Haus. Der Mond schien herrlich. Sobald wir aus der Stadt waren, gaben sie sich alle Mühe, mich zu erkennen, was ihnen aber nicht gelang bis wir eine halbe Stunde vor der Stadt Abschied nahmen und einander in die Arme schlossen.

Als sie mich unbedeckt sahen, erkannten sie mich sogleich, umarmten mich wiederholt aufs zärtlichste und empfahlen dem Führer aufs dringendste, wohl acht auf mich zu haben, und keinen Augenblick zu verlieren, um ins Königreich Neapel zu kommen; denn sie wußten, daß alles aufgeboten wurde, um mich wieder in Gewahrsam zu bringen.

Nachdem ich mich nun aufs zärtlichste von meinen Freunden verabschiedet, verließen wir, der Bauer und ich, nach zweistündigem Marsche die Landstraße, um das Gebirge zu erreichen; wir marschierten die ganze Nacht, den ganzen folgenden Tag und die folgende ganze Nacht. Den Morgen darauf ging der Wein zu Ende, den wir mitgenommen, und wir trafen auf dem Gebirge keinen Tropfen trinkbaren Wassers, außer in einem Tale einen Graben voll schlammigen Wassers, voll Würmer und Kröten, in dem sich kurz zuvor Schweine gewälzt hatten. Aber der Durst quälte uns zu sehr, als daß wir dies verschmäht hätten. Das allerschlimmste war, daß der Führer bei dieser Irrfahrt im Gebirge den Weg nicht mehr fand, und er so wenig als ich wußte, wo wir uns befanden. Dennoch liefen wir unaufhörlich fort, und gegen 3 Uhr nachmittags, als wir einen sehr hohen Berg hinunter gingen, begegneten wir einem

Ochsenhirten mit einem Hute, der wie ein Zuckerhut gestaltet und mit einem weißen Bande versehen war, mit einer Axt auf der Schulter, — eine wahre Teufels-physiognomie. Wir fragten ihn, ob er uns nicht einen Bach zeigen könne, wo wir unsern Durst löschen könnten. Die Antwort war: „Warum geht Ihr nicht nach Cizenza, wo es Wein gibt?“ Das ist ein Schlößchen, dem Marquis Palombara gehörig, mitten im Gebirg, auf einem kleinen Hügel, gerade von uns gegenüber. Wir sagten ihm, es sei zu weit dahin; worauf er mit „Nein!“ antwortete und beifügte: „in ein paar Minuten könne man dort sein.“ Wir baten ihn uns den Weg zu zeigen. „Geht nur geradeaus,“ war die Antwort, „wenn Ihr den Berg hinunter seid. Ihr werdet bald dort sein.“ Wir dankten ihm und gingen den Berg hinunter auf den Weg, den er uns gezeigt. Kaum waren wir ungefähr fünfzig Schritte von ihm weg, als ich zufällig mich umwandte und sah, wie der Bauer von seinen Ochsen weg, so geschwind er konnte, quer über den Berg lief. Die große Eile desselben brachte uns auf die Vermutung, daß es ein Spion sein könnte. Denn in gewissen Fällen müssen das alle Bauern in Italien sein. „Wir werden also“, sagte ich zu Francesco, „eher Durst leiden müssen, und hier warten bis zur Nacht.“ „Ich bin es zufrieden,“ war seine Antwort, „aber es scheint mir nicht möglich, daß sich unten am Berg kein Wasser finden solle.“ Wir glaubten sogar in diesem Augenblick etwas wie einen Wasserfall rauschen zu hören, und fanden in der Nähe einen großen

hohlen Eichenbaum, der vor Alter umgefallen oder vom Sturm darniedergeworfen war und uns in seinem Stamme ein bequemes Versteck gewährte, wo wir blieben bis es Nacht wurde.

Nach Sonnenuntergang gingen wir vollends den Berg hinunter auf demselben Weg, den uns der Bauer boshafter Weise angegeben hatte, standen aber nach anderthalbstündigem Marsch am Rande eines fürchterlichen Abgrundes.

„Wenn wir noch weiter hier fortgehen," sagte der Führer, „werden wir gewiß in die Tiefe hinunterstürzen, da die Nacht so finster ist." „Was also anfangen?" entgegnete ich. „Wir müssen gerade wieder zurück", versetzte er. „Denn da der Bauer nach jener Seite hin gegangen, so muß doch dorten ein besserer Weg sein."

So kehrten wir denn um, todesmüde und dem Verschmachten nahe. Man kann sich denken, wie mühsam wir uns fortschleppten. Endlich kamen wir zu der Stelle, wo wir den Bauern getroffen, und der Führer sagte zu mir: „um Gotteswillen, ruhen wir ein wenig aus, ich kann nicht weiter." Mit diesen Worten wandelte ihn eine Ohnmacht an, und er fiel mir besinnungslos in die Arme.

Wer vermöchte es, meine Bestürzung zu schildern, in die mich dieser Vorfall versetzte! Ich bat Gott aus tiefstem Grund meines Herzens, mit seiner Gnade mir beizustehen, weil ich auf menschliche Hilfe nicht mehr hoffen durfte. Es war offenbar, daß diese Ohnmacht nur Folge der Schwäche war, welche das lange Hungern

und Dürsten verursachte, der vielen Strapazen und Beschwerden nicht zu gedenken, die wir erduldet; doch gefiel es endlich Gott, daß nach einer halben Viertelstunde der arme Francesco wieder zu atmen anfing und zu sich kam. Ich griff zufällig in die Tasche und fand darin etliche zwanzig Gewürznägelein, welche in den Lederhosen geblieben waren, die ich anbehalten hatte, seit der Zeit, da ich Zahnweh vorschützte, um mir den Bart nicht abnehmen lassen zu müssen. Ich gab sie ihm zu kauen, was ihn ein wenig stärkte; und er sagte mir, daß es ihm im Magen davon besser geworden sei. Ich hieß ihn sich setzen und ausruhen, weil ich nicht weiter gehen wollte, bis der Mond aufgegangen war. Dies geschah gegen zehn Uhr, und er schien so hell, daß wir selbst im Wald alles deutlich erkennen konnten. Der Führer stand auf, und indem wir ratschlagten, wohin wir uns wenden sollten, da wir keinen gebahnten Weg sahen, erblickte er ein großes Stück frischgeackertes Feld und sagte zu mir: „weil dieses Feldstück angebaut ist, muß es einen Weg dahin geben, auf den wir unfehlbar kommen müssen, wenn wir darauf losgehen." In der Tat hatten wir noch keine zweihundert Schritte zurückgelegt, als wir auf einen Fußpfad gerieten, der durch Gebüsche führte und den wir bis ans Ende des Berges verfolgten, woselbst wir an ein Bächlein gelangten. Hier hielten wir an, um unsern Durst zu löschen. Der Führer sagte, er habe noch ein Stück Brot, dessen ich mich nicht versah; wir teilten uns darein und aßen es mit großem Appetit,

füllten unsere Flaschen mit Wasser und setzten unsern Weg fort, der am Rande des Baches sich hinzog.

Wir konnten etwa zwei Stunden gegangen sein, als ich in der Nähe des Hügels, auf welchem Lizenza liegt, ungefähr fünfzig Schritte vor mir an dem Weg, den wir verfolgten, im Mondschein etliche Büchsen oder Gewehre blinken sah, die an eine Hecke gelehnt waren. Plötzlich blieb ich stehen und hielt mich schon für verloren. Doch eine gute Ahnung erhob meinen Mut wieder; es war, als spräche jemand zu mir: „nur vorwärts! ich werde dich beschützen.“ Ich vertraute dieser inneren Stimme, und sagte zu meinem Begleiter: er solle auf den Zehen gehen wie ich, und nicht den leisesten Laut von sich geben.

Mit einer Entschlossenheit, die mir heute noch unbegreiflich ist, ging ich vorwärts, und als wir zu diesen Gewehren kamen, erblickte ich rechter Hand ein Häuschen und hörte jemand einem Hunde rufen. Dessen ungeachtet ging ich weiter und traf in einiger Entfernung vier Häscher, die mitten auf dem Weg in tiefem Schlaf lagen. Glücklich kamen wir an ihnen vorüber, ohne bemerkt zu werden. Fünfzig Schritte von da kamen wir an einen Kreuzweg, und hier befanden sich auch vier Häscher, welche schliefen, und von denen kein einziger aufwachte. Wir schlugen den Weg rechts ein, der nach Lizenza führte, und kamen zu einer kleinen Kapelle, wo wir gleichfalls vier Häscher schlafend trafen. Nun ließen wir Lizenza rechts liegen und wandten uns links, indem wir einen Fußpfad einschlugen, der an

einem Hause vorbeiführte, das ich für ein Gasthaus hielt; dabei standen fünfzehn Pferde, gesattelt. Wir kamen an dieser gefährlichen Stelle glücklich vorbei, und bald nachher sah ich denselben Bauer, mit dem wir den Abend zuvor gesprochen hatten, und den ich an dem weißen Band auf seinem Hute erkannte; er lag auch auf dem Erdboden und schlief ganz ruhig. Leise sagte ich zu meinem Führer: „das ist der Bauer, welcher die Ochsen hütete; wir wollen über die Hecke springen und unten an diesem Berge fortgehen, um an den auf der andern Seite zu kommen.“

Das taten wir sogleich, fanden aber am Fuße des Berges einen großen Graben, den wir nicht erwartet hatten. Glücklich kamen wir hinüber, obgleich uns das Wasser bis an den Bauch ging. Als wir den andern Berg hinauf gingen, stellte ich Betrachtungen an über die Gefahren, die ich ausgestanden, und das unglaubliche Glück, daß diese Häscher schliefen, die nur da waren, um mich zu fahen, und daß ich mitten durch sie hindurchgekommen, ohne daß einer erwacht war. Tränen der Freude und Rührung traten mir in die Augen über die wunderbare Gotteshilfe, die mich so sichtbarlich behütete.

Es konnte ungefähr drei Uhr nach Mitternacht sein, als wir uns niederlegten, um uns zu erholen. Kurz darnach hörten wir, wie die Häscher, welche erwacht waren, einander fragten, ob sie Niemand hätten vorbei kommen sehen, und alle sagten: nein! Wir erreichten die Höhe des Berges, wo wir uns in einem Buschwerk

versteckten, das sich Jäger zurecht gemacht hatten, um dem Wild aufzulauern, ohne gesehen werden zu können. Der Mond war diesen Abend umwölkt und es fing an, ein wenig zu regnen. Wir schliefen etwa eine Stunde lang und erstiegen sodann die Spitze des Berges. Indes ging die Sonne auf und wir trafen da einen Mann, der Pferde hütete. Wie er uns ansichtig ward, sagte er in seinem neapolitanischen Jargon: „Guten Morgen! guten Morgen! Wohin wollt Ihr schon über diese Felsen, Dornen und Disteln hinein?" Ich antwortete ihm in derselben Sprache, daß wir ins Königreich Neapel wollten. „Und woher kommt Ihr," versetzte er. „Von Marino," erwiderte ich. „Ihr von Marino?" fragte er, „Ihr seid eher Flüchtlinge und kommt von Rom."

Diese Worte machten mich stutzig. Ich antwortete ihm jedoch, ohne aus der Fassung zu kommen: „Ich sage Dir, daß wir von Marino kommen und ins Reich Neapel auf unsere Schäferei uns begeben." „Du bist also ein Schäfer?" versetzte er. „Haha! Meinst Du, ein Schäfer habe eine so zarte Haut?" indem er auf meinen Hals zeigte, den ich zum Teil entblößt hatte. Hierauf wußte ich nichts zu erwidern. Um von etwas anderem anzufangen, fragte ich, wem die Pferde gehörten, die er hütete. Er antwortete: „dem Marquis von Nunez." Die Neugierde plagte ihn aber dergestalt, daß er immer wieder uns auszufragen anfing. „Und warum geht Ihr nicht über das Gebirge bei Riofreddo? das ja der nächste Weg ist." Ich kannte dieses Gebirge nicht, wollte mir aber das unverschämte Fragen dieses Bauers zu-

nutzen machen, und tat deshalb, als wäre mir dieser Weg bekannt und antwortete ihm: „Nach Riofreddo ist es zu weit und dieser Weg ist näher und bequemer.“ „Was? zu weit?“ versetzte er, indem er mit der Hand dahin deutete, „es ist ja ganz nahe; auf diesem Wege kommt ihr heute nicht mehr ins Neapolitanische, während ihr über Riofreddo im Augenblick dort seid.“ „Nun, was muß ich Dir geben, wenn Du mich zu Pferde nach Riofreddo führst?“ sagte ich. Er antwortete, er könne nicht. Endlich, als ich in ihn drang und ihm zwei Kopfstücke anbot, sagte er: er wolle mich hinführen, zuvor aber eine Messe hören. Ich wunderte mich über die Frömmigkeit des Bauers und glaubte, es sei die Folge einer guten Regung; daher ich ihn um ein wenig Brot bat, wenn er welches hätte. Er erwiderte, daß er kein anderes habe, als das, welches er seinen Hunden gebe. Ich sagte, dies sei mir einerlei, und bat um einen Bissen, weil ich es nicht mehr aushielt vor Hunger. Er ging mit uns eine Strecke beiseite, wo er aus einem Säckchen, das an einem Baum stand, jenes Brot hervorlangte und uns davon gab. Ich drückte ihm einen Julius in die Hand und hieß ihn uns Brot und Wein bringen. Vergnügt nahm er ihn und ging ab.

Das Stück Brot, das er uns gegeben, war nicht viel größer als eine Faust, aber, wie ich glaube, wohl sechs Pfund schwer. Wiewohl es noch dazu schwarz wie der Erdboden war, schmeckte es uns doch trefflich. — Ich sagte zu Francecso, er solle indessen ein wenig der Ruhe pflegen; ich tat es auch und schlief eine Stunde lang.

Als ich erwachte, fragte ich, ob der Bauer noch nicht zurück sei, weil er versprochen hatte, in einer Stunde spätestens wiederzukommen. „Nein!“ war die Antwort. Die Sonne stand sehr hoch, und es war nach meiner Schätzung wenigstens mittags 1 Uhr. Ich sagte zu Francesco, unser Mann komme gar zu lange nicht wieder, und ich möchte nicht, daß er mich, anstatt zu Pferde nach Riofreddo zu führen, im Triumph nach Rom führe. Alsbald machten wir uns auf den Weg gegen das Gebirg und gingen die Anhöhe, die wir erstiegen hatten, mit starken Schritten wieder hinunter, um uns in dem Walde wieder zu verstecken, der gegenüber auf einem andren Hügel sichtbar war.

Kaum waren wir etwa hundert Schritte in diesem fortgegangen, als wir den Bauer mit drei Häschern in schwarzen Mänteln, nach Art der römischen, zurückkommen sahen. Oben auf der Anhöhe fing er an zu rufen: „He! he! wo bist Du, der Du nach Riofreddo reiten wolltest?“ Er rief das mehr als zehnmal und suchte uns überall. Wir sahen und hörten alles, ohne gesehen zu werden, und suchten immer das dichteste Gehölz auf, um uns der Verfolgung dieser Häscher zu entziehen. Wir blieben im Walde bis nach Sonnenuntergang. Und da uns jetzt auch das beste Auge von ferne nicht erkennen konnte, traten wir aus unserem Versteck und liefen über ein angebautes freies Feldstück, an dessen Ende wir auf die Landstraße kamen. Einige Schritte von da begegneten wir einem Bauer, der von der Arbeit kam und einen Mann in schwarzem Mantel bei sich

hatte. Sie wünschten uns einen guten Abend, und fragten, ob wir nicht eine Kuh gesehen hätten? Wir antworteten: nein, und setzten unsern Weg fort, stets wachsam, wie Leute, die sich nichts Gutes versehen. Ich wandte mich oft um und sah, daß diese Leute uns immer beobachteten. Deshalb sagte ich zu Francesco: „sei so gut, wir wollen in den Wald links und sehen, daß wir uns wohl verbergen." Es wurde indes immer finsterer, wir kamen durch den Wald hindurch und gerieten an einen großen Fluß, dessen Name mir unbekannt war. Wir ratschlagten, ob wir uns durch denselben hindurchwagen wollten. Ich hatte große Lust, schon auf dem andern Ufer zu sein, und sagte zu Francesco, ich müsse durchaus hinüber, und wenn es mich auch das Leben koste. Trotz der Dunkelheit der Nacht schritten wir in das Wasser hinein, das uns nicht weiter wie bis an den Gürtel ging, und kamen auch glücklich hinüber.

Wir hatten uns noch nicht hundert Schritte vom Ufer entfernt, als wir rufen hörten: „He! he! hat man nicht jemand gesehen?" Ich wandte mich sogleich um und fand, daß dieser Ruf aus einem Häuschen kam, das am Ende der Brücke auf dem jenseitigen Ufer stand, und in welchem wir bei dem Schein eines Feuers, das darin brannte, mehrere Personen merken konnten. Diejenigen welche oben im Walde waren, und denen wir begegnet, gaben alsbald Antwort: „Oh! oh! ja, sie sind in das Holz hineingegangen." Die Stimme unten erwiderte: „Laßt die Hunde los und umzingelt den übrigen Teil des Berges."

Ich zittere noch, wenn ich an die entsetzliche Musik denke, welche diese verfluchten Hunde machten, welche dazu abgerichtet waren, die Spur eines Menschen zu verfolgen. Ihr Gebell hallte durch den ganzen Wald und ward noch verstärkt durch das Rufen der Häscher in den Bergen, die von beiden Ufern des Flusses sich erhoben. Was zusammen ein Echo verursachte, das die schrecklichste Folter für meine Ohren und mein Gemüt war. Schon glaubte ich mich rettungslos verloren. Ich hatte bis dahin keine Anstrengung gescheut, und würde auch jetzt noch alles Mögliche getan haben, um der Verfolgung der Häscher zu entgehen. Allein ich wußte nicht, wie ich den Spürnasen ihrer Hunde entgehen sollte, wenn nicht dadurch, daß sie noch auf der anderen Seite des Flusses waren — und ich wußte, daß die Hunde durch das Wasser die Spur verlieren, die sie verfolgen. In dieser schrecklichen Angst flehte ich zu Gott aus tiefster Seele, mir auch ferner seinen gnädigen Beistand zu verleihen, der mich bisher in so vielen Fährlichkeiten und Nöten beschirmt hatte.

Ich gestehe es, Kraft und Mut hatten mich verlassen, ich war aufs Äußerste niedergeschlagen und wußte mir nicht mehr zu helfen. Durchnäßt bis auf die Mitte des Körpers und durch das lange Fasten abgemattet, drückte mich noch die stete Unruhe, Müdigkeit und Entbehrung des Schlafes zu Boden. Meine Beine schmerzten mich infolge der unaufhörlichen Feuchtigkeit und Nässe entsetzlich, und was noch schlimmer war, die Angst, eingefangen zu werden, was mir unvermeidlich schien, brachte

mich fast von Sinnen. Zu all diesem Unglück kam noch ein zwar nicht starker Regen, der mich aber vollends ganz bis auf die Haut durchnäßte, so daß ich keinen trockenen Faden mehr an mir hatte, und der elende Pelz, den ich trug, wie ein Schwamm angefüllt, sich dicht mir auf den Leib legte, daß ich mich kaum rühren konnte. Vier ganze Stunden hörte ich die Hunde bellen, man kann sich denken, mit welcher Bestürzung. Am Ende hörten sie auf, Jagd auf mich zu machen und liefen in das Haus zurück, wo man sie losgelassen. Wie wir nichts mehr hörten, stiegen wir ganz in der Stille den Berg hinan, auf welchem eine Ortschaft, namens Scarpa, lag. Wir gingen etwa anderthalb Stunden lang durch lauter Ölpflanzungen, aus denen wir erst mit Tagesanbruch heraus und wieder auf die Landstraße kamen. Als wir auf dieser etwa fünfzig Schritte fortgegangen, trafen wir auf einen neuen Späher. Als einen solchen erkannte ich ihn gleich an der Frage, die er an mich tat. Zuerst rief er uns zu: „Guten Morgen! guten Morgen! wo wollt Ihr hin?" „Nach Scarpa," sagten wir. „Vielleicht um Brot zu kaufen?" erwiderte er. „Ihr habt Recht!" war meine Antwort. „Seid Ihr Schweinehirten?" fuhr er fort. Dies bejahten wir. „Und wo habt Ihr eure Schweine?" Wir haben sie unten am Berge gelassen," versetzten wir. Somit ging er seines Weges und wünschte uns Glück zur Reise.

Von da kamen wir an einer kleinen Kapelle vorüber, welcher gegenüber ein Weg in die Weinberge des genannten Fleckens führte. Wir betraten diesen, aber es fing heftig an zu regnen. Francesco stellte sich unter

einen Baum, ich aber schlüpfte in eine Hecke hinein, wo ich ein ganz bequemes Versteck fand. Ich war hier sicher, aber keine Viertelstunde war vergangen, als unser Späher wiederkam und uns abermals ausfragte. Er wandte sich nach allen Seiten um, und da er mich nicht sah, sagte er zu Francesco: „Warum geht Ihr nicht nach Scarpa?“ „Weil es regnet,“ antwortete dieser. Der Späher erwiderte: „Aber, so Ihr den Regen scheut, warum tretet Ihr nicht in die Kapelle?“ „Es gilt gleich, wo ich bin,“ sagte Francesco. Worauf ihn der Spion von Kopf bis zu den Füßen maß, und da er in genugsam ausgeforscht, Adieu! sagte und sehr schnell Scarpa zulief. Ich trat nun aus meiner Hecke hervor und fing an, so schnell ich konnte, mitten durch die Weinstöcke, davonzurennen; Francesco mir nach. Beim Austritt aus dem Weingarten kamen wir an zwei Gräben, deren erster auf der Seite des Weinbergs so steil und tief war, daß wir uns genötigt sahen, hinunter zu rutschen, indem wir uns an den Weinstöcken wie an Stricken hielten. Der zweite Graben war so voll Wasser, daß wir ganz naß wurden, indem wir durch denselben schritten. Von da aus erreichten wir den Berg, über den man nach Riofreddo kommt. Hier fiel uns aber der Hunger aufs Fürchterlichste an, wir hatten seit drei Tagen nichts gegessen als Eicheln, die man im Gebirge, in der Größe von Kastanien, findet. Wir lasen dieselben auf und füllten damit unsere Taschen. Was man zu anderer Zeit nicht ertragen kann, wird in der höchsten Not zu einem Leckerbissen.

Oben auf dem Berge angekommen, traten wir in das Holz, wo wir alsbald auf einem Nebenweg einen alten Mann, eine junge Frau mit zwei kleinen Knaben und einen jungen Burschen von 26 bis 27 Jahren auf uns zukommen sahen. Sie hatten zwei Esel bei sich, auf die sie Eicheln laden wollten. Aus Hunger ging ich zu ihnen hin und bat sie um Gottes willen um Brot. Sie entschuldigten sich und sagten, sie hätten gar nichts bei sich, weil sie bloß frühmorgens etwas äßen, bevor sie in den Wald gehen, und dann erst wieder beim Nachhausekommen. Sie bedauerten sehr, daß sie mir nichts geben konnten und zogen weiter. Doch schickte gleich darauf die Frau ein Stück Brot, das sie aus der Tasche zog, durch einen der kleinen Knaben uns nach. Mit großer Freude nahm ich es und wollte ihm dafür ein kleines Geldstück geben. Der junge Bursche aber, der eine Axt trug, verbot ihm, es anzunehmen, und dieser hatte auch wirklich nicht das Herz. Das Betragen des jungen Menschen überraschte mich, und dünkte mich so außergewöhnlich und schön an einem Bauer, daß ich zu Francesco sagte: wenn ich mich jemand anvertrauen könnte, so wäre es dieser junge Bursche, der mir ganz zuverlässig scheint. „Ich glaube, Sie haben Recht," erwiderte Francesco, „denn wir Bauern sind nicht gewohnt, Geld auszuschlagen, wenn uns welches angeboten wird."

Wir gelangten indes auf die Spitze des Berges, wo wir in dem Walde dürres Holz suchten, um ein Feuer anzumachen und uns trocknen zu können. Ich zog mich aus, als das Feuer brannte, trotz des fortwährenden

Regens, und trocknete, eins ums andere, die zwei Hemden, die ich an hatte. Francesco bratete indessen Eicheln auf den Kohlen. Dies war, wie gesagt, die einzige Nahrung, die wir seit drei Tagen genossen hatten. Mit diesen Eicheln und dem Brote, welches wir von den genannten Leuten erhielten, stillten wir zum Teil unsern grausamen Hunger, der uns fast verzehrte; auch machte die Wärme des Feuers unsere steifen Gliedmaßen wieder etwas gelenkiger.

Während wir noch hier verweilten, sahen wir unsere Waldgänger mit ihren zwei Eseln, mit Eicheln beladen, zurückkehren. Ich stand auf, als sie näher kamen, wünschte ihnen einen guten Abend, und fragte den jungen Burschen, warum er nicht gelitten, daß der kleine Knabe das Geld, das ich ihm geben wollte, annehmen sollte? „Es wundert mich," sagte er, „daß Ihr es ihm angeboten habet, und es hat mir sehr leid getan, daß wir Euch sonst nichts geben konnten." Ich erwiderte: „Weil ich sehe, daß Ihr so mildtätig und dienstfertig seid, möchte ich Euch bitten, mir einen Dienst zu leisten." „Wenn ich anders kann," antwortete er mir, „dürfet Ihr es nur sagen."

„Lieber Freund! ich bin ein armer Unglücklicher, der sich der Verfolgung eines widrigen Schicksals und mächtiger Feinde, die mich allenthalben verfolgen, zu entziehen sucht. Ohne Euch eine ausführliche Erzählung meines Unglücks zu geben, möchte ich Euch bitten, mir zu sagen, ob nicht seit einigen Tagen Fremde nach Riofreddo gekommen sind, Soldaten nämlich oder Häscher, die auf einen Durchreisenden lauern." „Nein!" antwortete er

in seiner bäuerischen Sprache, „diese Lumpenhunde haben nicht das Herz, nach Riofreddo zu kommen, wir würden sie mit Flintenschüssen von diesen Bergen herunterjagen, und erkennen hier keinen Herrn als den Marquis del Drago. Fürchtet Euch nicht und kommt mit uns; ich will Euch den Weg ins Reich Neapel zeigen." Ganz ermutigt schloß ich mich nebst Francesco, der es zufrieden war, an sie an, wir sprachen unterwegs über Verschiedenes. Unter anderem konnte ich, so wenig ich zum Lachen aufgelegt war, eines Ausbruchs großer Heiterkeit mich nicht erwehren, als er sagte, er habe uns mit unsern langen Bärten für Zauberer oder Hexenmeister gehalten, weil einmal Franzosen in diesen Bergen nach Schätzen gegraben hätten, die aber nichts gefunden und nichts getan hätten, als entsetzliche Stürme erregt, und Hagel fallen gelassen, der alle Früchte des Feldes in der ganzen Umgegend zerschlagen hätte. Ich antwortete ihm: „Ob wir gleich lange Bärte haben, sind wir doch weder Zauberer oder Hexenmeister, sondern Reisende, die sobald als möglich in das Reich Neapel zu kommen suchen." Er versetzte: „Lasset nur mich machen; ich will Euch den Weg zeigen, ohne daß Euch etwas Übels widerfährt."

Riofreddo ist ein Schlößchen auf einem schönen Berge, rings von Anhöhen umgeben, die mit Öl- und Kastanienbäumen bewachsen sind. Wir kamen bei dessen Mauern an. Der junge Bursche ließ seine Esel ihren gewohnten Weg gehen, wandte sich rechts und führte uns bis an die Landstraße auf einem Fußpfad, der den Berg hinunterführte. Hier zeigte er uns den Weg, den wir ein-

schlagen müßten und bemerkte dabei, daß, sobald wir an einen Graben kommen und über diesen hinüber sein würden, wir geborgen wären, weil dieser Graben die Grenze zwischen Neapel und dem Kirchenstaat bildet. Ich hatte gehofft, daß er selbst bis an die Grenze mitgehen würde. Er entschuldigte sich aber damit, daß er im Dienst, und also nicht Herr seiner Zeit sei. Ich bot ihm ein Kopfstück, dafür, daß er uns so weit begleitet habe. Er schlug es aber edelherzig aus und sagte, es nehme ihn wunder, daß ich ihn bezahlen wolle, da er mir doch keinen Dienst erwiesen, und er nehme nichts an. „Nehmt", sagte ich, „und trinkt auf meine Gesundheit." Er weigerte sich abermals. „Wenn Ihr es nicht nehmt," fuhr ich fort, „so sage ich, Ihr seid nicht mein Freund." Nun sah er mir starr ins Gesicht und sagte: „Ihr müsset ein ehrlicher Mann sein. Nun so kommt mit mir, ich will Euch an die neapolitanische Grenze führen, die Esel mit den Eicheln mögen hingehen wo sie wollen. Allein ich sage Euch, falls wir Häschern begegnen, daß Ihr mich machen lasset und nichts sprechet, als daß Ihr Schweinehirten seid und daselbst Schweine kaufen wollet." Mit diesen Worten fing er an, mit starken Schritten den Berg hinunter zu gehen, so daß ich ihm kaum folgen konnte, weil meine Füße ganz zerschunden waren.

Wir kamen endlich in der Ebene bei einem großen Kreuzweg an. „Hier ist die größte Gefahr," sagte er, „denn in dieser Mühle, welche ihr rechter Hand seht, sind immer Häscher, aber fürchtet nichts; wenn ihr auch mitten unter diesen Schuften wäret, ich habe Mut genug,

Euch aus ihrer Hand zu befreien, und noch aus größeren Gefahren, wenn es sein müßte." „Seid so gut," versetzte ich, „wir wollen schnell gehen; das Allersicherste ist, wenn wir nach Neapel kommen, ohne ihnen zu begegnen." Er benachrichtigte mich, daß wir jenseits dieses Grabens ein Gasthaus, dem Connetable Colonna gehörend, antreffen würden, welches das Grenzwirtshaus ist, in welchem stets ein Trupp neapolitanischer Häscher liegt, die aber nur da sind, um die Ausfuhr von Weizen zu verhindern und Euch nichts anhaben werden. „Geht getrost Eures Weges!" sagte er zu mir, „und redet herzhaft mit ihnen, denn sie dürfen Euch nichts tun." Indem er mir diese guten Weisungen gab, führte er mich an den ersehnten Graben. „Hier", sagte er, ist die neapolitanische Grenze, wir wollen diesen Balken zurechtlegen und darauf hinüber gehen; denn dieser Graben ist tief und gefährlich." Nun bot ich ihm wieder vier Paoli an, die er nicht annehmen wollte; ich bat ihn aber so dringend, daß er sie endlich annahm, mich nach Landesart auf die Stirne küßte und mir allen himmlischen Segen wünschte. Ich fragte ihn, wie er heiße. Er antwortete: „Scipio —" und verließ uns.

Jenseits des Grabens angekommen, warf ich mich auf die Knie nieder und dankte Gott, daß er mich meinen Fuß in dieses Kanaan hatte setzen lassen, nach welchem ich so sehr geseufzet; tausendmal küßte ich den Erdboden mit tränenvollen Augen und tiefgerührtem Herzen. Als Francesco dies sah, konnte er sich nicht enthalten, ein Gleiches zu tun. Darauf setzten wir unsern Marsch

fort, während wir vor Durst schier verschmachteten. Durch ein glückliches Ungefähr jedoch erblickten wir längs der Hecke eines Weinbergs eine schöne Traube, welche die Leser offenbar nicht bemerkt hatten. Francesco pflückte sie und wir teilten uns brüderlich darein. Eine Viertelstunde nachher kamen wir an das erwähnte Gasthaus, an dessen Türe wir vier Häscher mit einem Korporal trafen. Wir grüßten sie beim Eintreten, setzten uns ans Feuer, um uns zu trocknen, denn wir waren ganz durchnäßt. Einer dieser Häscher, unbescheidener als die andern, trat zu mir mit der Frage: wer ich sei, woher ich komme und wohin ich wolle. Ich antwortete ihm: ich sei Untertan des Herrn Connetables, komme von Marino und gehe nach Tagliacozzo. „Was wollt Ihr da?" versetzte er. „Ich habe mit dem Vicomte zu sprechen," antwortete ich. „Wo ist Dein Schreiben?" fragte er. „Ich habe kein Schreiben," war meine Antwort. „Was? bist Du denn im Stand, eine solche Botschaft mündlich auszurichten?" „Darum hast Du Dich nicht zu kümmern," sagte ich. „Wenn ich es wissen wollte," versetzte er, „müßtest Du mir es wohl sagen." „Du hast nur zu tun, was Deines Amtes ist, und hast kein Recht, mich zu nötigen, das zu sagen, was ich tun muß," war meine Antwort.

Nun stand der Korporal auf und sagte zu mir: „Man darf nicht so barsch mit uns reden. Denn wir sind nur auf die Grenze postiert, um zu wissen, wer aus- und eingeht." „Das weiß ich wohl," sagte ich; „darum habe ich Euch gleich gesagt, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich gehe. Aber Euch Rechenschaft von dem

Auftrag zu geben, den ich von meinem Herrn erhalten, bin ich nicht schuldig und kein Mensch kann mich dazu zwingen."

Der arme Francesco zitterte, als ich den Häschern so trotzig antwortete. Aber die Ankunft einiger Schäfer, welche einen großen Korb der trefflichsten Erdschwämme mitbrachten, machte unserem Wortwechsel ein Ende. Sie setzten sich rund um das Feuer herum mit ihren Schwämmen und sagten zu uns: „wer will das Abfällige essen?" Francesco und mich dünkte es, als lade man uns zu einem Hochzeitsmahle; denn wir waren halb tot vor Hunger durch die unglaublichen Leiden, das lange Fasten und die Strapazen, die wir ausgestanden. Man säuberte die Pilze mit großer Sorgfalt und tat sie nach einer starken Viertelstunde in einen großen Kessel, und als sie gekocht waren, reichte es zu fünfzehn schönen Portionen — so viel waren wir am Tische — mein Teil und der des Francesco waren nicht die kleinsten. Wir aßen jeder zwei Brote dazu und tranken zwei Maß Wein. Das ganze Nachtessen bestand bloß in diesen Schwämmen, die uns trefflich schmeckten, was mich für den guten Francesco, der mir zuliebe so viel Hunger gelitten, und außerdem so vieles durchgemacht, eben so sehr freute, als für mich selbst. Nach dem Essen legten wir uns auf Stroh schlafen. Ein Schweinetreiber, welcher nach meiner Meinung ein Kundschafter der Häscher war, legte sich neben mich und fing an, über die Häscher loszuziehen, um mir die Zunge zu lösen, indem er sagte, das sei ein unverschämtes Gesindel,

welche stets wissen wollen, was andere Leute zu schaffen haben und die Durchreisenden belästigen. Ich sagte ihm darauf, daß dieselben nur ihre Pflicht tun, und nicht anders verfahren dürften. Als ich aber merkte, daß er mich noch über andere Dinge ausfragen wollte, um meine Heimlichkeiten herauszulocken, sagte ich zu ihm: „Freund! Ihr habt Lust zu schwatzen, und ich, zu schlafen; seid so gut und laßt mich schlafen; gute Nacht!"

Mit Tagesanbruch standen wir auf, zahlten unsere Zeche, nahmen etwas Brot und Käse mit, ließen unsere Flasche mit Wein füllen und machten uns auf den Weg nach Tagliacozzo. Ich sahe wohl, daß Francesco große Lust hatte, umzukehren, bat ihn aber, diesen Tag noch mit mir zu gehen bis Vezzano (ein schönes Städtchen, das dem Connetable Colonna gehört), wo er mich verlassen könne. Er sagte, er würde mir zu Diensten sein, so lange ich wollte; sein Herr habe ihm befohlen, alles zu tun, was ich verlange. Wir gewahrten sodann einen Bauer, der uns mit fünf unbeladenen Eseln nachkam, und der in demselben Wirtshaus übernachtet hatte. Ich fragte diesen, wo er hingehe. Die Antwort war: nach Tagliacozzo. Ich sagte zu ihm, er könne da etwas verdienen, wenn er mich bis dahin auf einem seiner Eseln reiten lasse. Anfangs wollte er nicht; als ich ihm aber einen päpstlichen Paolo bot, ein dort zulande seltenes und sehr geschätztes Geldstück, sagte er, ich solle aufsitzen, was ich herzlich gerne tat, nicht nur wegen meiner Müdigkeit, sondern auch, weil ich ganz zerschundene Füße hatte. Der Tragsattel rieb mir zwar die Knie

wund, allein es war doch weniger schmerzlich, als wenn ich hätte gehen müssen. Um zwölf Uhr hielten wir an, um die Esel ruhen zu lassen, aßen einen Teil unseres Vorrats und gaben auch dem Bauer davon. Wir zogen dann weiter und gelangten in zwei Stunden nach Tagliacozzo. Der Eseltreiber hatte mir gesagt, daß er hier sich nicht aufhalten, sondern bis Vezzano gehen würde. Weil ich nun auch dahin wollte, fragte ich ihn, ob er bei Tag noch dahin kommen könnte. „Ganz wohl", war die Antwort. Nun bat ich ihn, mich hinzuführen und bot ihm einen halben päpstlichen Paolo, um den er auch mit mir eins wurde, unter der Bedingung, daß ich eine halbe Stunde vor Vezzano absteigen sollte, damit uns sein Herr nicht begegne und ihn übel empfange, weil er seinen Esel belastet und das Geld behalten habe.

Unterwegs machte er mich mit einem guten Wirtshaus in Vezzano bekannt und sagte, daß es an diesem Orte alles im Überfluß gebe. Dies konnte auch nicht anders sein. Vezzano liegt in einer großen Ebene, die, so weit das Auge reicht, mit Obstbäumen besetzt ist, welche große Alleen bilden. Es ist von Gärten und Weinbergen umgeben; seine Mauern bespült auf einer Seite ein schöner großer See, der Lago di Celano, an dessen Ufern mehrere Dörfer und Schlösser einen herrlichen Anblick gewähren. Gleich nach unserer Ankunft ging der Bauernknecht zu seinem Herrn und wir in die Herberge, wo wir uns an das Feuer setzten und da den Ortsvorsteher mit seinen Leuten trafen. Ich sagte

zu dem Wirt, er solle mir besonders auftragen, und während man mir ein Gericht Kohl mit Koteletten zubereitete, ließ ich mir Tinte, Feder und Papier geben, um meinem Freunde zu schreiben, daß ich endlich nach so vielen Gefahren und Strapazen aller Art glücklich zu Vezzano angekommen sei. Ich ließ mir etwas Wein warm machen, mit Salbei und Rosenblättern, um meine zerschundenen Füße damit zu waschen. In diesem Augenblick traten zwei Bediente des Connetable Colonna in die Wirtsstube. Ich kannte einen davon, aber derselbe erkannte mich, entstellt und verkleidet, wie ich war, mit meinem langen Barte, nicht; überdies wandte ich mich sorgfältig ab, um seinem Blicke nicht zu begegnen. Nachdem ich zu Nacht gegessen und meine Füße gewaschen, sagte ich zu Francesco, er solle sich ein Näpfchen mit Salz und Öl geben lassen, und nachdem ich das unter einander gerührt und warm gemacht hatte, ließ ich mir damit den Rücken von ihm einreiben, was mir ganz vorzüglich gut bekam, indem es nichts besseres gibt nach Strapazen und Mühsalen, wie ich sie ausgestanden. Bevor ich einschlief, sagte ich zu Francesco, wir müßten unsere Kleidung vertauschen, er solle meinen Pelz anziehen und mir sein Bauernwams wie auch seinen Mantel geben, und daß ich seinem Herrn geschrieben, er möchte ihm außer dem Tagelohn, das ihm bezahlt würde, einen neuen Mantel auf meine Rechnung machen lassen, den ich ihm verehre; auch, daß er es nicht übel nehmen solle, wenn ich ihm beim Abschied nichts gebe, weil ich von Geld so sehr entblößt sei, daß es zu mei=

nen eigenen Bedürfnissen nicht hinreiche. Er antwortete mir, sein Herr habe ihm befohlen, nichts von mir zu nehmen, und er danke mir für meinen guten Willen. Sodann vertauschten wir die Kleidung. Am folgenden Morgen gab ich ihm meinen Brief und umarmte ihn, und er trat sehr zufrieden den Rückweg an.

Ich war nun allein, und entschloß mich, zu Vezzano zu beichten und zu kommunizieren, und Gott für die besondere Gnade zu danken, die er an mir getan, daß er mich an einen Sicherheitsort geführt hatte. Ich ging in die Hauptkirche des Orts, wo ich einen so liebreichen und teilnehmenden Beichtiger traf, daß er mich bis zu Tränen rührte und mein Herz voll Trostes wurde. Er sagte mir darauf, daß ein Priester im Begriff sei, alsbald Messe zu lesen und ich bei diesem die Kommunion empfangen könne, was auch geschah. Gegen Ende des Gottesdienstes sah ich einen Edelmann in die Kirche treten, dessen Namen ich verschweigen muß, der eine der ersten Stellen im Hause eines neapolitanischen Großen bekleidete. Nach Beendigung der Messe gab er mir ein Zeichen, daß er mit mir sprechen wolle. Ich kannte ihn wohl, hatte ihn mehrmals zu Rom gesprochen, ließ es aber wohl bleiben, mich es anmerken zu lassen. Er nahm mich bei der Hand, und als ich mit ihm aus der Kirche getreten war, redete er mich also an: „Mein Herr! trotz der Bauernkleider, die Sie anhaben, sieht man wohl, daß Sie kein Bauer sind. Ich will Ihnen auch sagen, daß man hier starken Verdacht gegen Sie hat, dergestalt, daß der Herr, in dessen Diensten ich

stehe, und der gegenwärtig hier sich befindet, durchaus wissen will, wer Sie sind. Aber ich will Ihnen beistehen, wenn Sie es bedürfen. Sie können sich auf mein Wort verlassen; denn ich bin ein Mann von Ehre und Gewissen." Ich antwortete ihm in bäurischer Sprache, ich sei ein armer Bauer, der seiner Anerbietungen nicht bedürfe, und wisse nicht, wie ich mich habe verdächtig machen können. „Verzeihen Sie", versetzte er, „man hat uns Nachricht gegeben, daß zwei Bauern im Wirtshaus angekommen seien, wo sie besonders zu essen verlangt und in einem Bette haben schlafen wollen, daß auch einer von ihnen Schreibzeug verlangt, sich die Füße mit Kräutern und Rosenwasser und mit wohlriechendem Öl habe einreiben lassen."

„Hierzulande", fuhr er fort, „wie sonst überall, wissen Bauern nichts von dergleichen Mitteln, die nur für vornehme und vermögliche Leute sind." „O mein Gott!" antwortete ich, „was für eine Ausgabe ist es, mein lieber Herr! um ein wenig warmen Wein, Öl und Salz?" wobei ich seinen Namen nannte. „Wie?" fiel er mir ins Wort, „kennen Sie mich denn?" „Gewiß kenne ich Sie, und Sie kennen mich auch." Nachdem er mich starr angesehen, sagte er, „ich erinnere mich nicht, Sie je gesehen zu haben, aber sagen Sie mir, als einem Ehrenmann, wer Sie sind — und fürchten Sie nichts; denn wenn es mir selbst ans Leben ginge, ich würde mein möglichstes tun, um Ihnen zu helfen."

Ich sah mich nun so gedrängt, daß ich nicht umhin konnte, ihm meinen Namen zu sagen. Kaum hatte

ich diesen genannt, als er mich umarmte und fast mit Gewalt in das Haus führte, wo sich sein Herr befand. In der höchsten Verwunderung wiederholte er mehr als zehnmal den Ausruf: „Und wie haben Sie's gemacht? Wie ist es Ihnen möglich gewesen, sich zu retten? Wie haben Sie's angefangen, um ins Neapolitanische zu gelangen, ohne daß Sie eingefangen wurden? Man weiß hier, daß mehr als vierhundert Mann auf der Grenze verteilt sind, um Sie wieder zu ergreifen. Ganz Rom spricht von Ihnen. Die Inquisition macht unglaubliche Anstrengungen, der Papst ist äußerst erbost und will Sie um jeden Preis wieder in seine Gewalt bringen. O Gott," sagte er, mich betrachtend, „o Gott! wie sehen Sie aus!"

Als dieser Edelmann mich bei seinem Herrn eingeführt hatte, mußte ich diesem meine Abenteuer ausführlich erzählen. Mit großem Erstaunen hörte er mir zu und sagte darauf zu mir: „Wenn Eure Angelegenheit vor ein anderes Gericht gehörte, als das des Santo Offizio, würde ich Euch gerne meinen Schutz und eine Zufluchtsstätte auf meinen Gütern gewähren. Ich mag mich aber mit der heiligen Inquisition nicht entzweien, zumal wegen der Streitigkeiten, welche Neapel gegenwärtig mit ihr hat. Alles, was ich Euch raten kann, ist: daß ihr weiter gehet, denn Ihr seid hier nicht sicher, und, wenn ihr entdeckt würdet, könnten Euch die Bischöfe, deren es in diesem Land eine Menge gibt, einen argen Possen spielen. Seid in Zukunft vorsichtiger in Wirtshäusern, denn sie sind voll Späher. Seht, daß Ihr

Euch nach Venedig einschifft, wo Ihr nichts mehr zu fürchten habt." Ich sagte ihm, ich wüßte den Weg nicht, um in einen Seehafen zu kommen. Worauf er so gut war, mir die Straße zu bezeichnen, die ich einschlagen müßte. Ich war nicht so kühn, ihn um Geld zu bitten, sondern bat ihn bloß, mir eine Flasche geben zu lassen, um sie mit Wein zu füllen, und mir zu erlauben, ein kleines beinernes Schreibzeug mitnehmen zu dürfen, das auf dem Tische stand. Er bewilligte mir beides und entließ mich.

Unterwegs sammelte ich Pilze auf und füllte damit mein Taschentuch. In dieser Beschäftigung kam mir die Nacht auf den Hals. Leider hatte ich mich verirrt, und als ich einen Schäferknaben sah, der seine Schafe nach Hause führte, fragte ich ihn, ob ich nicht diese Nacht in seiner Hütte schlafen könnte. Er antwortete, er müsse zuvor seine Brüder deshalb fragen, die bald kommen würden. Ich wartete auf diese und bat sie um Gottes willen um ein Nachtlager, ich sei ein armer Pilger, der eines Gelübdes wegen nach Loretto wallfahrten müsse. Der älteste, der etwa 17 Jahre alt sein konnte, antwortete mir, sie hätten nur Stroh, worauf sie im Stall liegen, und würden mich aufnehmen, wenn ich das wollte. Herzlich gern nahm ich das Anerbieten an und ging mit ihnen in ihre kleine Schäferei, wo ich mich auf ein Stück von einem Baumstamme neben den Kamin setzte. Sie zündeten alsbald ein tüchtiges Feuer an, um Bohnen zu kochen, die ihr Nachtessen waren. Ich tat meine Pilze dazu, die wir mit Essig, Wein, Öl, Salz und etwas

Minze anmachten. Während sie kochten, erzählte ich ihnen Geschichten aus dem Leben der Heiligen mit Ermahnungen, die nach ihrer Fassungskraft waren. Ich ließ alle drei das Vaterunser hersagen, wie auch andere Gebete, welche sie kannten. Die armen Schafhirten, welche nie so etwas gehört, sahen mich mit großen Augen an und baten mich, auf meinem Rückwege von Loretto wieder einzusprechen und ihnen wieder so schöne Sachen zu erzählen. Wir aßen vergnügt zu Nacht und legten uns auf das Stroh nieder.

Am Morgen, mit Tagesanbruch, ließ ich mir den Weg zeigen, und begann das höchste Gebirg des Landes zu ersteigen. Gegen Mittag gelangte ich auf dessen Grat, traf da Schnee an und hatte die Freude, beide Meere auf einmal zu sehen, auf der einen Seite das tyrrhenische, auf der andren das adriatische Meer, — eines der überraschendsten und herrlichsten Schauspiele von der Welt. Ich ging darauf den Berg hinunter und kam an dessen Fuß an, als die Sonne eben unterging. Noch hatte ich ein langes Gehölz zu passieren, um an einen Ort namens Goriano zu kommen. Ich war nur noch drei bis vierhundert Schritte davon entfernt, und wanderte über eine kleine Ebene, indem ich meinen Rosenkranz betete, als ich vor mir einen Trupp von zwölf Wölfen erblickte, die über den Weg sprangen. Ich hielt sie anfangs für Hunde; als sie aber ihre Zähne gegen mich fletschten, ohne zu bellen, und ich ihre langen Schwänze sah, erkannte ich sie bald, daher ich Steine aufhob, worauf diese Bestien die Flucht ergriffen und mir freie Bahn

ließen. Ich lief was ich konnte, ohne an meine bösen Füße zu denken, und kam atemlos nach Goriano; ließ mir da die Herberge zeigen, wo ich einen am Feuer traf, der wie ein Mann von Wichtigkeit aussah. Ich wünschte ihm einen guten Abend, bestellte sodann Wein, teils zum Trinken, teils um ihn für meine Füße zu wärmen, welches höchst nötig war. Dieser Mann fragte mich, wo ich hinreise. Ich erwiderte: daß ich ein Gelübde zu Loretto erfüllen müßte, das ich in einer gefährlichen Krankheit getan. „Gott laß es Euch wohl gelingen!" sagte er. Während er noch sprach, traten vier Häscher ein, die, den Hut in der Hand, ihm sagten, daß sie alles getan, was er befohlen.

Darauf sah ich mehrere der Ortseinwohner eintreten, die ihm eine Verehrung machten, die einen mit Tauben, die andren mit Hühnern oder Weinflaschen. Ich entnahm aus ihren Reden, daß es die Steuereinnehmer des Dorfes seien. Nach diesen kamen andere Bauern, unter welchen einer mit zwei Söhnen, deren einer den Priesterrock trug. Dieser setzte sich mir zur Linken und sein Vater zur Rechten. Ich bildete mir ein, als ich so viele Leute sah, daß jener wichtige Mann ein königlicher Kommissär sei, wie sie in Italien von Ort zu Ort gehen, um Kriminalprozesse einzuleiten, ward aber bald meinen Irrtum gewahr, als ich den Bauern, der neben mir saß, zu ihm sagen hörte: Um Gotteswillen! Herr Kapitän, begnügt euch mit den fünfzig Carlini, die ich Euch anbiete, und laßt mir meine Esel wieder zukommen; denn wenn Ihr es abschlagt, werdet Ihr schuld sein, daß all

meine Hülsenfrüchte, die noch auf dem Felde stehen, zugrunde gehen. „Nein! nein! Du bekommst sie nicht," antwortete er, „wenn Du mir nicht dreißig Carlini gutes Geld hierher bringst." — „Und wo soll ein armer Bauer, wie ich, so viel Geld hernehmen?" versetzte er. — „Mach es wie Du kannst," erwiderte der Kapitän, „ich will es so."

Diese gebieterische Sprache machte mich neugierig zu wissen, wer denn der Kapitän sei, ich fragte den jungen Priester neben mir, der mir sagte, es sei der Scharfrichter von Aquila, welcher zwei Verbrecher hingerichtet habe, und nun in diese Berge komme und Körperteile von ihnen zum abschreckenden Beispiel für das Landvolk an denselben Orten öffentlich aufhänge, wo sie die Mordtaten begangen haben. „Und weil er mit einem königlichen Befehl aus der Hauptstadt der Provinz versehen ist," fuhr er fort, „nimmt derselbe von Amts wegen da, wo er durchreist, Pferde und Maulesel usw. in Beschlag, die er zum Transport nötig hat, und wenn er kein Fuhrwerk findet, legt er den Leuten eine Schatzung auf und läßt sich zahlen was er will. Mein Vater schämt sich seine Esel zu diesem Gebrauch herzugeben, und will ihm fünfzehn Carlini geben, das beinahe eine Pistole ausmacht; derselbe verlangt aber dreißig und will nichts davon nachlassen. Außer der Unehre ist es auch ein großer Schaden für uns, weil vier Tage mindestens vergehen, ehe wir unsere Früchte einheimsen und wieder säen können, jetzt, wo gerade die rechte Zeit dazu ist. Wir sind deshalb hier, um unsere Esel wieder zu bekommen und ihm dafür das Geld zu geben."

Ich war erstaunt, daß ich solange mit einem Scharfrichter gesprochen, ohne daß ich ihn erkannte, glaubte mein Möglichstes tun zu müssen, um ihn zu bestimmen, daß er mit dem Angebot des Bauers sich begnügte, und hielt ihm in meiner Eigenschaft als Pilger eine Predigt über die Gottes- und Nächstenliebe. Ich schärfte ihm das wichtige Gebot des Evangeliums ein: „was Du nicht willst, das Dir die Leute tun sollen, das tue ihnen auch nicht"; stellte ihm die Armut des Bauern vor, der unmöglich mehr geben könne, als er geboten, und sagte ihm, daß er, wenn er glaube, daß ihm mehr gebühre, das übrige aus Barmherzigkeit nachlassen sollte, da diese unter allen Tugenden, die Gott wohlgefälligste wäre. Endlich drang ich so sehr in ihn, daß er sich erweichen ließ und mit sechzehn Carlini begnügte, indem er beteuerte, daß er dies bloß aus Rücksicht auf mich getan habe.

Voller Freude dankte mir der Bauer für den großen Dienst, den ich ihm geleistet; sein Sohn, der Priester tat ein gleiches und sagte mir ins Ohr: „mein Herr: das Sprichwort hat sehr recht! daß die Kutte nicht den Mönch macht. Euer Wohlgeboren ist kein Bauer, wie Sie sich stellen. Ein Bauer kann niemals so sprechen, wie Sie. Schenken Sie uns die Ehre, ich bitte Sie, unser Gast zu sein."

Gerne nahm ich das an. Das Essen bestand bloß in Käse, Obst, großen Zwiebeln, welche zuckersüß waren. Der junge Geistliche, der neben mir saß, ließ mir keine Ruhe, tat alle Augenblicke neue Fragen an mich, wollte

wissen, wer ich sei und was mein Geschäft. Um loszukommen, sagte ich, daß ich in diesen Bergen eine Pflanze mit balsamischer Kraft suche, einen Ausdruck, von dem ich glaubte, daß er ihn nicht verstehen würde. Allein ich hatte mich geirrt; denn er rief sogleich: „dacht ichs doch, daß Sie ein Gelehrter seien. Ich bitte Sie inständig, mich ein wenig von der Arzneikunst zu lehren; denn meine Neigung ging von jeher dahin, ein Arzt zu werden und kein Geistlicher, wie mein Vater wollte, der mehr auf seinen Nutzen denkt, als meine Neigung berücksichtigt. Ich lerne Latein, bloß um ärztliche Bücher verstehen zu können, tun Sie mir den Gefallen, die besten mir anzugeben. Können Sie meinen Vater dahin bringen, daß er mich den geistlichen Stand aufgeben und meiner Neigung folgen läßt, so werde ich Ihnen zeitlebens für diese Wohltat dankbar sein."

Nachdem ich mit den jungen Schäfern katechisiert, einem Scharfrichter gepredigt, den Anwalt des Bauern gemacht, war ich jetzt auf einmal zum Doktor der Medizin promoviert. Weil ich darin nicht ganz unwissend erscheinen mochte, empfahl ich dem jungen Geistlichen den Hippokrates, Galenus, Paracelsus, als die besten Werke. „Aber wissen Sie, fuhr ich fort, wie viel verschiedene Wissenszweige dazu gehören, um ein guter Arzt zu werden; wissen Sie, daß dieser weder mit der Naturlehre, noch der Anatomie unbekannt sein darf; daß er die Natur und Kräfte der Pflanzen und die geheimen Eigenschaften der Mineralien kennen, daß er namentlich die Lehre von den Arzneimitteln und Apothekerwaren

zum Gegenstand seines ernstlichen Studiums machen muß? daß er die Physiognomik nicht hintansetzen darf, um die Merkmale des vorherrschenden Temperaments bei einem Menschen zu erkennen, und seine Verordnungen darnach einzurichten? Überdies muß ein guter Arzt selbst die Arzeneien bereiten können, die er verordnet, um nicht von der Unwissenheit der Apotheker abzuhängen, die oft ein Mittel statt eines andern geben, oder eine Dosis so stark machen, daß der Kranke, statt gesund zu werden, öfters von ihnen in die andere Welt befördert wird. Und wiewohl die Ärzte außer ihren verschiedenen Privilegien auch das haben, ihre Kranken zu töten, ohne vor einem menschlichen Gericht Rede stehen zu müssen: so dürfen sie doch nicht vergessen, daß das Gericht Gottes auch für ihre Fehler und Versäumnisse da ist; weshalb der Arzt neben so vielen Kenntnissen auch mit einem guten Gewissen und einer aufopfernden Liebe für seine Patienten sich waffnen muß. Fühlen Sie sich stark genug, eine solche Last auf sich zu nehmen, so will ich gerne Ihrem Vater raten, daß er Ihrer Neigung nicht länger entgegen sei. Ich fürchte jedoch, daß es wenig helfe, denn wenn die Väter sich einmal in den Kopf gesetzt haben, einen Geistlichen in ihrer Familie zu haben, so kann sie nur die Hand Gottes von einem solchen Vorsatz abbringen."

Ich wandte mich alsdann an seinen Vater und fragte ihn, wie viel er Kinder habe. „Zwei Knaben," sagte er, „und ein Mädchen." „Und was wollt Ihr aus Euren Knaben machen?" erwiderte ich. „Der, der neben

ihnen sitzt, soll ein Priester werden, damit er die Stütze seiner armen Familie und der Trost meines Alters sein kann; denn sobald er die heilige Weihe empfangen hat, sind die Grundstücke, auf welche seine priesterliche Ausstattung fundiert werden wird, wie Sie wissen, von allen Abgaben an den König frei, um derentwillen man oft die Hälfte seiner Güter verkaufen oder verpfänden muß; was selbst nicht immer hinreichend ist, weil es so tyrannische und habsüchtige Steuerkommissäre und Eintreiber gibt, daß sie uns alles nehmen, was wir haben, so daß im Land, so ergiebig es an Früchten aller Art ist, nur wenig Geld ist, und man oft einen ganzen Keller voll Wein oder eine Scheune voll Getreide verkaufen muß, um nur hundert Taler aufzubringen. Wenn aber mein Sohn einmal die Priesterweihe hat, bin ich vor allen diesen Plackereien und Erpressungen sicher."

„Wie, aus bloßem Eigennutz", sagte ich, „und nicht zur Ehre Gottes wollt Ihr Euren Sohn dem Altardienst opfern? — So zwingen oft die Väter ihre Kinder zu einem Stand, der ihrer Neigung ganz zuwider ist, weil Habsucht sie verblendet. Sie bilden sich ein, ihnen zu ihrem Glücke den Weg zu bahnen, und stürzen sie dennoch oft in ihr Verderben. — Wißt Ihr, daß die alten Römer und Spartaner, ehe sie ihre Kinder zu irgend einem Berufe bestimmten, diese in der Stadt herumführten, um sie mit allen Arten von Hantierung und Gewerben bekannt zu machen, und sie erst alsdann das ergreifen ließen, wofür sie am meisten Neigung zeigten? Habt Ihr die Fähigkeiten Eures Sohnes untersucht? Wißt Ihr, ob

er eher zum geistlichen Stande als zu einem anderen tauglich ist? Wißt Ihr nicht, daß die Väter Gott Rechenschaft geben müssen für die Sünden, welche ihre Kinder aus Mangel an einer guten Erziehung begehen? Sie sind aber noch viel schuldhafter, wenn sie dieselben zu einem Beruf zwingen, für den sie nicht geeignet oder geboren sind. Das müßt Ihr wohl bedenken, ehe ihr Euren Sohn dem Priesterstande widmet. Denn wenn er einmal Priester geworden, dann ist nicht mehr zu helfen, und wenn er seine Pflichten schlecht erfüllen und Ärgernis und Unglück daraus entstehen würde, so hättet Ihr alle Schuld und die Reue dazu."

„Ihr habt ganz recht," erwiderte der Bauer, „ich weiß, daß mein Sohn große Neigung zur Heilkunde hat; aber bevor er Arzt werden kann, werde ich tot sein." — „Schlagt Euch diese Grille aus dem Sinn," antwortete ich; „da Euer Sohn aus Neigung diesen Beruf ergreifen will, darf man sicherlich glauben, daß er in kurzer Zeit die größten Fortschritte machen wird."

„Ich sehe wohl, Ihr kennt das Sprichwort nicht: Galenus gibt Reichtum. Wenn er geistlich wird, kann er höchstens Kanonikus werden, oder eine kleine Pfründe in seinem Vaterlande erhalten. Das wird die höchste Glücksstufe sein, die er ersteigen kann. Erlangt er dagegen als Arzt einen Ruf, werdet ihr überhäuft werden mit Reichtum und die Stunde segnen, in der ich Euch solch guten Rat gegeben. Ja, wenn er auch keiner der berühmtesten Ärzte würde, sagt mir doch einmal, kennt Ihr einen, der am Hungertuche nagt? Hat

nicht selbst der größte Ignorant seine Praxis? Er braucht nur ein paar Leute von Stand von einem sehr leichten Übel zu kurieren, so hat man Vertrauen zu ihm. Tragt also der Neigung Eures Sohnes Rechnung und macht aus ihm lieber einen mittelmäßigen Arzt, indem Ihr ihn das werden lasset, was er will, als einen schlechten Priester, indem Ihr ihn dazu zwingt."

Der Bauer schien zufrieden mit meinem Ratschlage und lud mich ein, ein paar Tage in seinem Hause zuzubringen. Ich entschuldigte mich, daß meine Geschäfte mir nicht erlauben, mich aufzuhalten. Und nachdem wir einander aufs freundschaftlichste gute Nacht gewünscht, gingen wir auf Stroh schlafen.

Den folgenden Morgen konnte ich mich kaum von ihnen trennen; denn Vater und Sohn lagen mir immer aufs Neue an. Als sie mich aber entschlossen sahen, meinen Weg fortzusetzen, warnte mich der Vater, vor Einbruch der Nacht doch ja die Herberge zu suchen, weil das benachbarte Gebirge voller Wölfe sei, die entsetzliche Verheerungen anrichten, und daß er selbst den Abend zuvor, in der Nähe des Dorfes, wo wir waren, deren elf begegnet sei, so daß er für seinen jüngsten Sohn gezittert; daß er aber endlich mit Steinwürfen diese Wölfe verjagt habe. Ich sagte ihm, daß ich ebenfalls denselben Wölfen begegnet sei. „Ihr könnt von Glück sagen," versetzte er, „daß Ihr allein waret und doch nicht angegriffen wurdet. Daher" — wiederholte er — „kehret ein, ehe es Nacht wird." Ich dankte ihm für seinen guten Rat und verließ mit Sonnenaufgang Goriano.

Auf der Spitze eines nicht sehr entfernten Berges angekommen, sah ich zu meiner Rechten auf einer Anhöhe inmitten einer großen schönen Ebene Sulmona, die Vaterstadt des Dichters Ovid, liegen. Ich schlug den Weg nach einer andern Stadt namens Popoli ein, wo der von Sulmona herkommende Fluß sich mit dem an Fischen, namentlich vortrefflichen Forellen reichen Pescara vereinigt. Die Stadt ist groß, hat starke Durchfuhr und Handel, und es findet sich da alles im Überfluß. Ich ging in ein Gasthaus, wo ich Brot und delikaten Sellerie zu Nacht aß, worauf ich mich in den Stall begab und da auf dem Stroh schlief. Um zwei Uhr nach Mitternacht sah ich, wie mehrere Maultiertreiber ihre Tiere mit Warenballen beluden, die sie in den Hafen nach Pescara führten, um sie dort einzuschiffen. Ich entschloß mich, mit ihnen zu gehen, verließ somit Popoli und kam mit Tagesanbruch nach Tocco, einem der Familie Pignatelli gehörenden Schlosse.

Hier überlegte ich, daß das wenige Geld, das mir geblieben, nicht hinreiche, um meine Seereise zu bezahlen, und daß, wenn ich in irgend einem Hafen durch ungünstigen Wind aufgehalten würde, ich Gefahr liefe, wieder eingefangen zu werden. Deshalb fand ich es fürs Geratenste, meinen Reiseplan zu ändern und mich zu einer Base zu begeben, die auf der Grenze des Königreichs Neapel verheiratet war; überzeugt, daß sie mich mit Geld und Kleidern unterstützen und daß ich durch einen mehrtägigen Aufenthalt bei ihr meine Kräfte wieder erlangen und besser imstande sein würde, meine Reise

fortzusetzen. Ich schlug daher eine andere Richtung ein und kam am Abend an ein Kapuzinerkloster, wo die guten Väter mit ihrer gewöhnlichen Gastfreundschaft mich sehr liebevoll aufnahmen, mir eine Lagerstatt bereiteten und Brot, Wein und eine Bohnensuppe auftischten, die ich mit größtem Appetit verzehrte.

Am andern Morgen, nachdem ich die Frühmesse gehört, machte ich mich auf den Weg nach Civita di Penna. Ehe ich dahin gelangte, begegnete ich zwei Bauern, an die ich mich anschloß. Auf ihre Frage, wohin ich wolle, antwortete ich ihnen: „zu Unserer lieben Frau nach Loretto, um ein Gelübde zu erfüllen." Ich erzählte ihnen bei dieser Veranlassung mehrere Beispiele von Heiligen mit erbaulichen Nutzanwendungen, wobei sie aufmerksam zuhörten und zu einander sagten, daß sie sehr glücklich seien, einen Mann getroffen zu haben, von dem sie so viel Gutes hören könnten. Da sie sahen, wie abgemattet ich war, sagten sie zu mir, ich würde wohl daran tun, wenn ich ein paar Tage in ihrer Gegend bliebe, um auszuruhen. Ich erwiderte, daß ich ein armer Mann sei, der in keinem Gasthofe sich einquartieren könne, wenn ich aber mitleidige Menschen finden könnte, die mich in ihr Haus aufnehmen, wo ich nichts als ein Nachtlager begehren wollte, so würde ich diese Liebe mit Dank erkennen, weil ich ganz zerschundene Füße habe, welches mir beim Gehen, die größten Schmerzen verursache. Einer dieser Bauern, Ascanio hieß er, antwortete mir, wenn ich mit dem zufrieden sein wollte, was ein armer Mann, wie er, mir geben könne, so wollte er mir für

eine Matratze sorgen, daß ich ausruhen könnte, so lange ich wollte, ohne daß es mich etwas koste. Herzlich gerne nahm ich dies Anerbieten an.

Zwei Stunden vor Nacht kamen wir in der Stadt an. Ascanio führte mich in sein Haus, wo ich mit seinem Vater und seiner ganzen Familie zu Nacht aß. Sie behandelten alle mich mit solcher Freundlichkeit, daß ich darüber eben so erstaunt als zufrieden war. Fünf oder sechs ihrer Verwandten und Freunde kamen herbei und blieben denselben Abend da, welche Gitarren und andere Instrumente mitbrachten, wie es dort zulande Sitte ist. Sie sangen sizilianische Oktaven und andere Lieder und baten mich so dringend, ein Gleiches zu tun, indem sie mir die Gitarre in die Hand gaben, daß ich nicht umhin konnte, ihnen ein paar solcher Oktaven vorzuspielen, die ich öfters wiederholen mußte. Am Abend des folgenden Tages nötigten mich dieseben Leute mit Ascanio bei ihnen zu Nacht zu essen, und nachdem sie uns gut bewirtet, mußte ich mit ihnen gehen und unter den Fenstern ihrer Geliebten aufspielen und singen. Dies geschah — was nicht immer dort zulande der Fall ist — ohne daß eine Unordnung dabei vorfiel. Am folgenden Abend sollte ich dasselbe tun; da ich aber gehört, daß ein Bischof in diesem Orte residiere, glaubte ich nicht länger bleiben zu dürfen. Ich ging also am andern Tage, früh Morgens, weiter, indem mich Ascanio über eine Stunde weit begleitete. Ich hatte ihm auch eine sehr nützliche Erinnerung zu danken, daß nämlich in dem Flusse, über den ich gehen mußte, viele Löcher seien, da-

her alle Jahre jemand darin ertrinke. Endlich verließ er mich und ging an seine Arbeit, ich aber diesem Flusse zu, bei welchem ich gerade ankam, als einige Bauern mit Eseln darüber gehen wollten. Ich sparte weder Bitten noch Versprechungen, um sie zu bewegen, daß sie mich übersetzten. Aber statt mir diesen Gefallen zu tun, überhäuften sie mich mit Schmähungen, die ich erdulden mußte und denken, daß es unter diesem Bauernvolk nicht viele Scipio und Ascanio gibt.

Ich wartete etwa eine halbe Stunde, ob sich nicht eine andere Gelegenheit zeigen würde, als ich einen andern Reisenden ankommen sah, der auch hinüber wollte. Diesem folgte ich nach und watete in das Wasser hinein, das mir auf einmal weit über die Beine herauf ging. Als ich mitten darin war, geriet ich in eine entsetzliche Not; das Wasser war tiefer als ich geglaubt und so kalt wie Eis, daß mich davon die Beine schmerzten; außerdem daß die spitzigen Steine, die im Fluß waren, mir an meinen offenen Füßen grausam wehe taten. Doch erreichte ich endlich mit Gottes Hilfe das andere Ufer, auf dem ich fast bewußtlos niedersank, weil ich nicht mehr auf den Füßen stehen konnte. Da lag ich mehr als eine halbe Stunde auf dem Sand ausgestreckt und suchte, so gut als möglich, meine Beine wieder zu erwärmen, teils mittelst des Sonnenscheins, teils indem ich sie mit meinem schlechten Mantel bedeckte. Nach und nach kam wieder eine Empfindung darein; ich schleppte mich fort, so gut es gehen wollte und kam gegen Mittag in eine Stadt, deren Namen ich vergessen habe. Ich hörte da die letzte Messe und

begab mich dann ins Wirtshaus. Zum Mittagessen gab man mir vier Schollen, ein großes Brot und eine Flasche Wein. Ich hatte großen Appetit und war bald mit diesen Fischen fertig, die dorten nicht so groß sind wie im Norden; man tischte mir daher vier weitere auf, und als ich diese gegessen, bestellte ich noch eine dritte Portion. Der Wirt brachte mir in höchstem Erstaunen noch eine. — Die Stadt liegt nahe am Meere und es gibt da das beste Öl in ganz Italien im Überflusse. Alles ist hier so wohlfeil, daß ich für das gesamte Essen nur einen halben Paolo zu zahlen hatte.

Sehr vergnügt, daß ich für so wenig Geld so gut gezecht hatte, ging ich weiter, und setzte meinen Weg dem Meere zu fort. Mein erster Gedanke war, einen Boten an meine Base zu senden; ich glaubte aber, sie würde der bloßen Erzählung eines Bauers keinen Glauben schenken. Überdies hielt ich es für gefährlich, mich einem solchen Menschen anzuvertrauen und für noch gefährlicher, ihm einen Brief mitzugeben, der hätte verloren gehen oder aufgefangen werden können. Ich beschloß daher, selbst meine Base aufzusuchen, überzeugt, daß meine Person und Jammergestalt ihr mehr Mitleid einflößen würde, als der Bericht eines Dritten hätte tun können.

Ich bekam zwei Stunden, ehe es Nacht wurde, die Stadt zu Gesichte, traf da zwei Schäfer, deren einen, eine herkulische Gestalt, ich fragte, ob er mich über den Fluß tragen wollte. Er antwortete: gerne, wofern ich ihm einen päpstlichen Giulio*) gebe. Ich war es zu-

* Römische Münze, davon zehn auf einen Taler gehen.

frieden; während er aber mich auflud, sagte der andere Schäfer zu ihm: „Sieh wohl zu, was du tust; du lädst dir da vielleicht einen Banditen auf, und indem du ihm ohne Nachen über den Fluß hilfst, könnte er dir auf die Galeeren helfen.“ „Du hast nichts zu fürchten,“ fiel ich ihm ins Wort; „ich bin ein ehrlicher Mann und dein Kamerad ist im Irrtum.“ Glücklich brachte er mich hinüber und ich gab ihm noch etwas mehr als den bedungenen Giulio, was ihn sehr erfreute.

Die Sonne stand noch über dem Horizont, weshalb ich mich in ein Gebüsch verbarg, wo ich wartete bis es Nacht war. Alsdann machte ich mich auf den Weg und kam in weniger als einer Stunde an dem Orte an, wo meine Base wohnte. Am Stadttor traf ich einen Trupp Hatschiere, die gerade herauskamen; sie mißtrauten mir nicht so sehr als ich ihnen. Als neunjähriger Knabe war ich einmal in dieser Stadt bei der Hochzeit meiner Base gewesen, und besann mich noch unklar auf die Gegend, wo ihr Haus war. Ich ging dahin und fand richtig dasselbe auf. Ich klopfte an, eine Magd erschien; diese fragte ich, ob ihr Herr, dessen Name ich nannte, zu Hause sei? Sie antwortete: „nein, aber seine Frau.“ — Ich sagte ihr, daß ich einen Brief hätte, den ich dieser eigenhändig übergeben müßte und daß ich sie zu sprechen wünschte. Nun kam meine Base selbst und fragte, was ich wollte. „Ich habe einen Brief an Herrn N. N. zu übergeben,“ sagte ich. „Ihr könnt ihn mir geben,“ versetzte sie, „ich bin seine Frau.“ „Weil ihr seine Frau seid,“ antwortete ich, „bitte ich euch, mir zu erlauben,

daß ich ein wenig bei euch ausruhen darf bis euer Gemahl nach Hause kommt.“ Ich durfte mit ihr in die Küche treten, in welche eine ihrer Töchter, ungefähr 17 Jahre alt, gleichfalls hereintrat. Sie fragte mich, wer ich sei und was für einen Brief ich bei mir hätte; worauf ich sie inständig bat, die Haustüre schließen zu lassen. Sie sagte, dies sei unnötig und die Türe könne Tag und Nacht offen bleiben. — Zu bemerken ist, daß die ganze Gegend von Straßenräubern gefährdet ist, welche bei Nacht die Häuser plündern; weshalb die Bewohner ihre Türen offen lassen, wenn ein Unbekannter zu ihnen kommt, damit man beim geringsten Lärm die Nachbarn zu Hilfe rufen kann.

Meine Base und ihre Tochter hielten mich für einen Kundschafter der Räuber, wie sie mir nachher gestanden; als ich sie aber so von düsterm Mißtrauen eingenommen sah, nannte ich zuerst meine Base bei ihrem Taufnamen und fragte nach ihren Vettern, ihrer Muhme und andern Anverwandten. Sie seufzte und sprach: „Erneuert doch meinen Schmerz nicht, Ihr reißet meine Wunden wieder auf, indem Ihr mich an meine Verwandten erinnert. Einer meiner Vettern, der geistlich ist, kam letzten Sommer von Wien nach Rom und nahm meine Tante nach Deutschland mit; sie reisten über hier, und ich hatte die Freude, sie umarmen zu können. Aber bei ihrer Abreise blutete mir das Herz, weil sie mir keine Hoffnungen machten, sie je wieder zu sehen. Ein anderer meiner Vettern, der weltlichen Standes ist, schmachtet in dem Kerker des heiligen

Gerichts und ich darf nicht hoffen, ihn eher als im Himmel wieder zu sehen." Tränen und Schluchzen erstickten ihre Stimme.

Ich ward auf's Tiefste bewegt, sowohl durch die Erinnerung an den letzten Abschied von meiner Mutter im Gefängnisse, als durch die Teilnahme an meinem Unglück und das Mitleiden, welches meine Base so unverhohlen an den Tag legte. Kaum konnte ich mich enthalten, meine Tränen mit den ihrigen zu vermischen; ich drängte aber mit aller Stärke, deren ich fähig war, den Ausbruch meines Gefühls zurück und sagte zu ihr: „Die Gefangenschaft Eures Vetters ist freilich ein großes Unglück, aber man muß sich dem Willen der Vorsehung unterwerfen. Sie ist nicht immer unerbittlich. Ihr habt vielleicht mehr Ursache als ihr glaubt, ihr für ihre Barmherzigkeit zu danken. Und wenn ich Euch eine gute Nachricht von Eurem Vetter brächte, würdet Ihr sie nicht ebenso freudig vernehmen, als Euch sein Unglück mit Schmerz erfüllt?"

„Und was für gute Nachrichten," sagte sie, „könnt Ihr mir geben von einem Mann, der in einem Kerker begraben ist, aus dem er nie wieder entlassen wird?" „Und dennoch," versetzte ich, „ist es richtig und gewiß, daß Euer Vetter sich aus demselben geflüchtet hat und gegenwärtig im Reich Neapel ist."

Vor Überraschung stieß sie einen Freudenschrei aus und sagte: „er hat sich also gerettet?" „Ja," antwortete ich, „er ist frei, ist in der Nähe, aber in einem erbärmlichen Zustande, und sendet mich, um Euch zu bitten,

daß Ihr ihm in seiner großen Not beisteht. Er weiß, daß Ihr eine gute Base seid und ihm gewiß helfen werdet. Erbarmt Euch seiner, ich bitte Euch, er verdient wohl Euer Mitleid nach den schrecklichen Verfolgungen, welche der Unglückliche hat ausstehen müssen."

Während ich also redete, und um sie desto mehr zu erweichen, einen Teil der Widerwärtigkeiten und Strapazen erzählte, die ich ausgestanden, betrachtete sie mich ohne ein Auge von mir zu wenden; sie gewahrte, daß meine Aussprache mehr die römische, als die neapolitanische sei, und die Stimme des Bluts ließ sie nicht mehr an der Wahrheit zweifeln. Außer sich vor Freude, kam sie auf mich zu, schloß mich in ihre Arme und sagte: „Ach! Ihr seid mein Vetter?" „Ja," antwortete ich, „es ist so, ich bins." Auch ihre Tochter umarmte mich, wie ihre Mutter, mit den Worten: „Gott sei gedankt, er hat mir die Gnade gegeben, daß ich meinen Vetter kennen lerne!"

„Ihr seht mich," erwiderte ich, „in traurigen Umständen und gänzlich außer Stande, Euch etwas Gutes zu tun. Aber seid so gut und schließet die Haustüre, und niemand soll von mir sprechen. Ich fürchte mich vor meinem eigenen Schatten. Wenn das Unglück wollte, daß ich entdeckt würde, wäre dann unser Wiedersehen nicht viel trauriger?"

Meine Base versäumte diese Vorsicht nicht. Sie schickte sogleich nach ihrem Mann, der mich, trotz der Lumpen mit denen ich bekleidet war, alsbald erkannte. Er führte mich in ein oberes Stübchen, von dem aus ich

im Notfall mittelst einer Türe, die auf den Stadtwall ging, in des Nachbars Haus hätte gelangen können. Er sagte zu mir: „in diesem Zimmer werdet Ihr heute Nacht schlafen, bis ich ein Mittel ausfindig mache, Euch an einen noch sicherern Ort zu verstecken. Denn wenn man unglücklicherweise Verdacht schöpfte, daß Ihr hier seid, so stünde zu befürchten, der Bischof möchte Euch bei mir suchen lassen, weil wir verwandt sind.“ Meine Antwort war, daß ich seine Vorsicht sehr venünftig finde und mich in allen Stücken nach seinen Anordnungen richten würde. Hierauf begaben wir uns zum Nachtessen.

Ich kann die Freude nicht beschreiben, welche sie über meine Befreiung bezeugten. Alle Augenblicke umarmten sie mich und liebkosten mich auf's Zärtlichste. Endlich ließen sie mich schlafen gehen, was mir sehr not tat.

Den folgenden Tag führte mich mein Vetter in ein anderes Haus, dessen Eigentümer auf dem Lande war und ihm die Schlüssel davon zurückgelassen hatte. Er sagte mir, daß einer meiner Neffen zu Ascoli (im Kirchenstaat, unfern der neapolitanischen Grenze) sich befinde, und ich bat ihn, diesen aufzusuchen, und weil ich wußte, daß dieser Neffe sehr verschwiegen sei und mich sehr gerne habe, indem er zu Rom in meinem elterlichen Hause erzogen worden war, bat ich meinen Vetter, ihm kein Geheimnis aus meiner Lage zu machen, damit er die Freude hätte, mich frei zu wissen, und ihn zu fragen, ob er nicht eine Perücke habe, die mir zu meiner Verkleidung dienen könnte. Er ging und

brachte mir eine nebst einem langen Brief von meinem Neffen, in dem dieser mich genau von allem in Kenntnis setzte, was man über mich zu Rom gesprochen und getan hatte, von wo er seit Kurzem zurückgekommen war, und wo er gute Korrespondenten besaß. Er benachrichtigte mich, daß noch Hoffnung sei, den Alfonsi von seinem Beinbruch herzustellen, daß aber seine Frau aus Schmerz über seine Wiederergreifung und das Unglück, das deren Ursache gewesen, gestorben sei. Am Schluß sprach er auch von meiner Flucht. — Meine Base ließ mir einen schönen Rock machen, gab mir Weißzeug und wollte haben, ich solle mir den Bart, der fingerslang gewachsen war, abnehmen lassen. Ich ließ daher nur einen starken Schnurrbart stehen, daß ich wie ein Türke aussah, und ihr Mann riet mir, nach Venedig mich einzuschiffen, wohin mein Bruder, der Geistliche, sich zum Karneval begeben würde, und daß ich bei diesem einen Zufluchtsort und Unterstützung würde finden können. Er setzte hinzu, daß er ihm eine Kiste mit wohlriechendem Wasser und Essenzen, nebst sechs Schinken und etwas Früchten auf die nächsten Fasten schicken müsse, die ich überbringen könnte. Ich sagte ihm, ich sei ganz seiner Meinung und überlasse ihm ganz und gar, wie er für mich sorgen wolle.

Man packte die Kiste, zu der ich die Adresse und den Frachtbrief, im Namen des Absenders, schrieb, damit mein Bruder, der meine Handschrift kannte, daraus schließen sollte, daß ich an sicherem Orte sei. Man war aber so vorsichtig, ihm nichts von mir oder meinen

Angelegenheiten zu schreiben. Man bestellte mir in einem benachbarten Seehafen einen Platz in einer Barke, die in zwanzig Tagen nach Venedig fahren sollte. Als diese verflossen waren, gab mir meine Base einen Pack Kleider und Weißzeug, die ich brauchen konnte; zu diesem zwölf Pistolen, wobei sie sich entschuldigte, daß sie für diesmal mir nicht mehr geben könne, und mich bat, sie als Beweis ihres guten Willens anzunehmen. Ich sagte ihr tausendmal Dank für so viele genossene Freundschaft und nahm unter einem Strom von Tränen von ihr, ihrem Manne und ihrer Tochter Abschied.

Mein Vetter begleitete mich bis in den Seehafen und machte mich mit dem Bruder des Eigentümers der Barke bekannt, in welche man die an meinen Bruder adressierte Kiste verlud, und um keinen Verdacht zu erregen, ging mein Vetter sogleich wieder ab; ich aber blieb in der Wohnung des Herrn der Barke zurück, den ich öfters fragte, wann er unter Segel gehen würde; denn ich hatte geglaubt, er würde im Augenblick absegeln, als ich ankam. Er antwortete mir immer, sobald er guten Wind habe, werde das der Fall sein. Ich blieb bei ihm über Nacht und stellte tausenderlei Betrachtungen über meine Lage an. Da sagte ich mir denn, daß ich in steter Angst und Gefahr vor Entdeckung leben müßte, wenn ich noch acht bis zehn Tage würde da bleiben müssen. Dies brachte mich zu dem Entschluß, meinen Reiseplan zu ändern, und zwar so im Geheimen, daß selbst meine Verwandten den Ort nicht sollten erfahren können, wo ich sein würde, nicht

als ob ich an ihrer Treue gezweifelt hätte, sondern weil einem öfters, zumal einem Frauenzimmer, eine Rede entschlüpfen kann, die großes Unheil zu stiften vermag. Ich verließ daher am andern Tage sehr früh die Wohnung des Schiffsherrn unter dem Vorwande, eine Messe hören zu wollen, und zog meine Straße längs des Meeres hin. Als ich in die diesseitigen Abbruzzen kam, beschloß ich, nach Sizilien zu gehen, um zu sehen, ob ich nicht zu Messina eine sichere Zufluchtsstätte und Brot finden könnte, entweder als Musiklehrer oder im Dienste eines Vornehmen, wobei ich mir den Namen Philipp von Vecchie beilegen wollte.

Ich reiste also mitten durch das Königreich nnd betrat das jenseitige Prinzipato. Ich kam über Ariano, hierauf über Conza und erreichte in sechs bis sieben Tagreisen, bald zu Fuß, bald auf Eseln, wenn ich unterwegs solche traf, Policastro (im diesseitigen Principato) am gleichnamigen Meerbusen. Hier nahm ich eine Barke für drei neapolitanische Carlini, die mich nach Messina brachte. Ich landete da in einem der schönsten Häfen von der Welt; aber fast alle die palastähnlichen Gebäude, die denselben umgeben, waren durch viele Balken gestützt, da sie von dem gewaltigen Erdbeben Not gelitten, das einige Jahre zuvor die ganze Insel verheert hatte. In dem einen waren die Wände zerrissen, daß man ins Innere blicken konnte; andere waren ganz und gar eingestürzt, daß man ohne Wehmut diese entsetzliche Verwüstung nicht ansehen konnte.

Eines Tages, als ich am Hafen auf- und abging, sah ich von Weitem zwei Musiker aus Rom gerade auf mich zukommen. Ich kannte sie sehr gut, weshalb ich das Gesicht wegwandte, als sie näher kamen, damit sie mich nicht erkennen sollten, was sonst unfehlbar geschehen wäre. Denn sie waren früher zu Rom fast täglich bei mir gewesen. Diese Begegnung machte, daß ich meine Absicht eines längeren Aufenthalts daselbst aufgab; denn ehe vierzehn Tage vergangen wären, hätten sie mich erkannt, und ich wäre in Gefahr gewesen, entdeckt zu werden. Um also nicht von der Schwatzhaftigkeit dieser Leute abzuhängen, — man weiß, wie gesprächig Musiker, namentlich Sänger, sind, — entschloß ich mich, Messina zu verlassen, und schiffte mich fünf Tage nach meiner Ankunft daselbst wieder nach Policastro ein, wo ich glücklich ankam.

Hier stellte ich reifliche Betrachtungen über meine Lage an und fand zuletzt, daß ich in ganz Italien, und ebenso in den Nachbarstaaten, keinen Augenblick sicher sein könnte. Dadurch erwachte meine alte Lust wieder, nach Asien zu gehen und mein Leben in Persien zu beschließen. In dieser Absicht wollte ich nach Otranto reisen, um mich nach Albanien einzuschiffen, von da nach Konstantinopel gehen und, um türkisch zu lernen, bei einem christlichen Kaufmann in Dienst treten, sodann mit der ersten Karawane nach Mekka und von Mekka nach Ormutz mich begeben. Solch schöne Pläne belebten meine Hoffnung auf's neue und verscheuchten meine Sorgen. Aber bald sollte ich erfahren, wie das Schicksal der menschlichen Vorsätze spottet.

Von Policastro aus nahm ich meinen Weg nach Lagonero; von da kam ich nach Tursi, weiter nach Torre di Scanzo, und den Fluß Salandrella hinab auf einem Fischerkahn, bis nach Tarent. Ohne eine Minute zu verlieren, ging ich von da nach der Stadt Specchia Rugiero, am Ende der Apenninen, gegen Carpignano zu, wo mich eines Abends bei Sonnenuntergang das schreckliche Unglück traf, das ich nun erzählen will.

Ich ging ganz langsam meiner Wege und dachte nach, wo ich über Nacht bleiben könnte, als ich aus einem Gehölz hinter mir zwei Männer kommen hörte, die im Gespräch begriffen waren. Ich vermutete natürlich keine schlimme Absicht bei ihnen; allein plötzlich schlug mir einer davon mit seinem Stock den Hut vom Kopf. Ich wendete mich um und fragte, wie er so unverschämt sein könne? ohne mir aber zu antworten, erhob er seinen Stock und gab mir einen zweiten Schlag über die Schulter. Ich wollte ihm diesen mit dem meinigen erwidern; aber sein Kamerad kam mir zuvor und gab mir einen so fürchterlichen Schlag, daß mir Hören und Sehen verging. Beide schlugen nun auf mich los, daß ich wie tot zur Erde fiel. Sogleich sprangen sie auf mich hin, nahmen mir meinen Überrock, zogen mir die Beinkleider aus und raubten mir das wenige von Wert, was ich noch hatte. Länger als eine starke halbe Stunde blieb ich so liegen, ohne aufstehen zu können. Es war schon Nacht und sehr finster; man kann sich meinen elenden Zustand denken. Ein Glück war es noch, daß ich keinen Schlag auf den

Kopf erhalten und kein Bein gebrochen hatte. Sonst wäre meine Geschichte hier zu Ende gewesen.

Ohne Kleider, ohne Geld, im bloßen Hemde und Unterhosen, voll Striemen und Beulen, an allen Gliedern zerschlagen, wußte ich nicht, wohin ich mich wenden sollte. Ich erhob mich endlich vom Boden, und da ich von weitem ein Licht sah, ging ich auf dieses zu. Mit großer Mühe schleppte ich mich dahin und sah, daß es ein Schafhaus sei. Die guten Leute, die darin wohnten, nahmen mich sehr liebreich auf. Ich erzählte ihnen mein Unglück, zeigte ihnen meine Wundenmale, die ich am ganzen Leibe hatte. Sie wuschen mich mit warmem Wein, deckten mich mit Schaffellen zu, die zusammengenäht waren, und gaben mir eine große Tasse laue Milch zu trinken. Um mich zu trösten, sagten sie mir, daß täglich ein paar solcher Gauner gehängt würden, und dennoch dies Gesindel nicht auszurotten sei; daß ich aber von Glück sagen könne, weil sie mich nicht umgebracht. Sie machten mir sodann mit Heu eine Schlafstelle im Stalle zurecht, wo viele Kühe und Schafe standen, und ließen mich daselbst, um der Ruhe zu pflegen, die ich so sehr bedurfte.

Es fiel mir bei, daß ich in meine Unterhosen zwei Testoni (Kopfstücke) von Innocenz XI. genäht hatte, die ungefähr sechzig Soldi betrugen. Ich griff sogleich darnach und fand sie wieder, was mich ungemein freute; denn ich rechnete aus, daß, wenn ich täglich für einen Bajocco Brot verzehrte, ich sechzig Tage lang damit reichen und in dieser Zeit nicht Hungers sterben

würde. Ich schlief, obgleich unter vielen Schmerzen, bis zu Sonnenaufgang, und befand mich am Morgen nicht mehr so matt, als am Abend zuvor. Diese guten Hirten gaben mir ein großes Brot, und eine Tasse warme Milch. Dann verabschiedete ich mich mit herzlichem Dank für ihre Mildtätigkeit, und ließ mir den Weg nach Otranto zeigen. Im machte mir einen Gürtel von Ginster oder Pfriemenkraut, um die Bedeckung von Schaffellen zusammenzubinden, welche sie mir geschenkt hatten.

Unterwegs bewunderte ich die Schönheit und den Reichtum dieser fruchtbaren Gefilde. Allenthalben sah ich Hunderte von Herden weiden, daß ich mich in ein zweites Arkadien versetzt glaubte; besonders eine zahllose Menge welsche Hühner von solcher Größe, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage, daß darunter gewiß mehr als zwanzig Pfund schwere waren. Gegen Abend bekam ich Otranto zu Gesicht; hier wollte ich Almosen sammeln, und so viel Geld als möglich ersparen, um meine Überfahrt nach Asien bestreiten zu können. Bevor ich in die Stadt kam, begegnete ich einem Priester, in betreff dessen ich hier eine kleine Abschweifung machen muß.

Als ich noch bei dem Kardinal Basadonna im Dienste stand, kam einstens ein Freund von mir und bat mich, behilflich zu sein, daß Seine Eminenz einen armen Priester aus Kalabrien gebürtig, dem Kardinal Datario empfehle, um ein Kanonikat zu erhalten, um das er ansuchte. Als ich meinem Herrn, dem Kardinal, davon sagte, hieß er mich selbst zum Kardinal Datario gehen und

in seinem Namen für den Bittsteller mich verwenden; was ich vielleicht mit mehr Wärme und Glück tat, als einem andern möglich gewesen wäre. Einige Zeit darauf geruhte der Papst infolge dieser Empfehlung, dem kalabresischen Priester das Kanonikat zu verleihen, und schickte das ausgefertigte Dekret dem Kardinal Basadonna zu. Seine Eminenz hatten die Güte, es mir einzuhändigen, und ich brachte es sogleich meinem Freunde, der sich sehr dankbar dafür bezeugte. Wenige Tage darnach kam der kalabresische Priester selbst, um mir mit dem stärksten Ausdrucke seiner Erkenntlichkeit und Liebe zu danken. Zugleich ließ er einen Schinken, einen Käse und ein Fäßchen schwarzer gedörrter Trauben von ungeheurer Größe — eine zu Rom seltene Frucht — herbeibringen und übergab sie mir mit den Worten: „Mein Herr! ich bin ein armer Priester, ich weiß, daß die Gnade, die ich Ihnen zu verdanken habe, eine ganz andere Erwiderung verdient; aber nehmen Sie wenigstens diese Kleinigkeit als Beweis meiner Dankbarkeit an." Indem er dies sagte, wollte er mir zwei Pistolen in die Hand drücken. „Ich danke Ihnen", erwiderte ich, „für Ihre Artigkeit. Die angenehmste Vergeltung für den Ihnen geleisteten Dienst, welche ich wünsche, ist, daß ich sehe, daß Sie zufrieden sind. Nehmen Sie Ihre Geschenke wieder zurück, ich bitte darum; Sie werden sie anderwärts besser anwenden können." „Nein, mein Herr!" antwortete er, „ich würde ungerne fortgehen, wenn Sie nicht das wenige annehmen, was ich so frei war, Ihnen darzubieten". Weil ich nicht länger mit

ihm streiten wollte, nahm ich das Fäßchen mit Trauben an und lehnte das andere ab. Er verließ mich mit der Versicherung, nie den Herrn Pignata vergessen zu wollen.

Aber um wieder auf meine Geschichte zu kommen, ich habe schon gesagt, daß mir ganz in der Nähe von Otranto ein Priester begegnete. Es war mir, als hätte ich denselben schon einmal gesehen, wußte aber nicht, wann und wo. Weil er ein ehrliches Aussehen hatte, redete ich ihn an, und bat ihn aufs Kläglichste um ein Almosen. Da er mich so betrübt sah, fragte er mich, was für ein Landsmann ich sei. „Ich bin von Rom", sagte ich. „Du von Rom?" versetzte er, „und wo wohntest Du zu Rom?" Ich sagte ihm, daß ich in der Straße Coronari und noch in andern Gegenden der Stadt gewohnt hätte, namentlich aber in Borgo nuovo beim Vatikan. „Ich muß Rom und den Römern gut sein", sagte er hierauf, „denn ich habe dort gute Freunde gefunden, die mein Glück befördert haben. Der Kardinal Basadonna ist dort mein Gönner gewesen, der hat mir die Domherrenstelle verschafft, die ich an der Hauptkirche dieser Stadt bekleide. Gott hab' ihn selig! Er hatte einen Privatsekretär, namens Pignata, der sich für mich aufs Edelste verwendete; ich werde ihn in meinem Leben nicht vergessen."

Die Erinnerung an einen so guten Herrn, mit dessen Tode mein Unglück anfing, und die sichtbare Gunst des Himmels, die mich nach so viel Trübsalen mit diesem Kanonikus an einem Ort und zu einer Zeit zusammen-

führte, wo ich von allem entblößt war, rührte mich dermaßen, daß es mir nicht möglich war, meine Tränen zurückzuhalten; sie flossen so reichlich, daß der Priester darüber erstaunt mich fragte, warum ich weine? „Hochwürdiger Herr!" sagte ich zu ihm, „ich bin Pignata". „Sie, Pignata?" „Ja", versetzte ich, „ich bin der unglückliche Pignata und erkenne Euer Hochwürden wohl noch; Sie kamen vor fünfzehn Jahren zu mir und dankten mir für die Domherrnstelle, die Sie erhalten, brachten mir auch ein Fäßchen mit Rosinen, einen Käse, und wollten mir außerdem zwei Pistolen verehren; ich nahm aber nur das Fäßchen mit Rosinen von Ihnen an". Bei diesen Worten nahm mich der gute Priester bei der Hand und hieß mich mit ihm kommen.

Als wir in seiner Wohnung angekommen, mußte ich ihm mein bedauernswürdiges Schicksal erzählen und ihm alle Unfälle schildern, die mich betroffen, bis auf den letzten, der mir bei Karpignano begegnete, wovon ich ihm noch die Spuren und blauen Flecke an meinem Körper zeigte. Mit höchstem Erstaunen und tiefster Rührung hörte er die Erzählung meiner Abenteuer an. „Aber", sagte er zu mir, „weil nicht mehr zu helfen ist, freut es mich wenigstens, Sie in dieser Gegend zu sehen, die so ferne ist von Rom, daß man hier nie etwas von Ihrer Gefangenschaft gehört hat".

Ich beschwor ihn, mich gut zu verstecken, und mein Geheimnis keiner Seele mitzuteilen. „Was fürchten Sie?" erwiderte er. „Alles", war meine Antwort, „der Flüchtling fürchtet sich vor seinem Schatten; ich weiß,

daß in dieser Stadt ein Bischof seinen Sitz hat. Ich gestehe es, ich möchte schon über das Meer hinüber sein.“ „Seien Sie guten Muts“, sagte er; „ich bin ein rechtschaffener Mann; Sie sind mein Wohltäter gewesen, ich bin nicht so undankbar und niederträchtig, daß ich Sie verrate. Ich verspreche Ihnen vielmehr, Ihnen beizustehen auf meine eigene Gefahr. Morgen will ich mich erkundigen, ob ein Schiff im Hafen ist, das nach Valona in Albanien segelt. Ich rate Ihnen, dorthin zu gehen, weil hier die kürzeste Überfahrt ist. Sie können ganz sicher übers Meer kommen und dürfen sich auch in meinem Hause für nicht weniger sicher halten, und wenn Sie selbst Jahr und Tag da blieben. Ich bitte Sie, es als das Ihrige zu betrachten, und versichert zu sein, daß ich es Ihnen von ganzem Herzen anbiete.“ Ich antwortete ihm, je früher ich mich einschiffen könnte, desto besser wäre es und der größte Beweis seiner Freundschaft, den er mir geben könne, sei der, wenn er so bald als möglich dafür sorgte. Er schenkte mir einen Rock von seinem Bruder, der nach der Landestracht gemacht war, bezahlte mir die Fahrt, versah mich mit Lebensmitteln, worunter zwei gebratene große welsche Hähne, Brot und Wein, und drückte mir beim Abschied zwei Pistolen in die Hand, mit den Worten: „Sie werden diese doch diesmal nehmen, wenn Sie schon zu Rom sie nicht nehmen wollten. Wenn wir uns auf dieser Welt noch einmal sehen, können Sie sie mir wieder geben, wo nicht, so schenke ich sie Ihnen. Es ist sehr wenig; nehmen Sie aber mit dem guten Willen vor=

lieb, der sich noch besser betätigen würde, wenn Sie mir Zeit ließen, und nicht so sehr mit Ihrer Abreise eilten, allein für jetzt kann ich nicht über mehreres verfügen."

Drei Tage nach meiner Ankunft zu Otranto schied ich von diesem dankbaren und mildtätigen Wirt und ging auf einem Kauffahrteischiffe nach Albanien unter Segel. Der Wind war denselben Tag so günstig, daß wir schon am Abend der Küste nahe waren, und bereits Valona zu Gesichte bekamen. Mit Einbruch der Nacht aber drehte sich auf einmal der Wind und ward uns widrig. Das Meer warf haushohe Wellen und der Sturm fing an uns dergestalt umher zu werfen, daß wir etliche Male verloren zu sein glaubten. Um das Maß voll zu machen, fiel noch ein so entsetzlicher Platzregen, daß die Matrosen nicht mehr arbeiten konnten. Ihre Kleider wurden so durchnäßt, als ob man sie ins Meer getaucht hätte. Der Regen ließ gar nicht nach, die Wellen gingen über unsere Tartane weg, das große mittlere Segel ward so getränkt mit Wasser, daß seine Schwere die Barke auf die Seite neigte, und diese einige Male daran war, umzuschlagen, da das Segel fast ins Meer sich senkte. Und wenn die Warenballen, die auf dem Schiffe waren, los geworden und vollends noch auf die überhängende Seite desselben gerollt wären, so würden wir augenblicklich untergegangen sein. Mitten in diesem schrecklichen Sturme brach plötzlich noch der Ring des Mastes, der das große Segel hielt. Alsbald signalisierte dies der Steuermann, worauf zwei Matrosen hinaufkletterten und mittelst eines starken Taues das

Segel an den Mastbaum banden. Dieser wütende Sturm währte die ganze Nacht, und wir konnten erst den andern Tag gegen zwei Uhr, des Nachmittags, Land erblicken und erfahren, wo wir uns befanden. Wir waren gerade gegenüber von Zara in Dalmatien. Unsere Tartane lief auf gut Glück zwischen die Inselchen hinein, die vor Zara liegen, konnte aber den Hafen nicht gewinnen, und war mehr als einmal in Gefahr, an den Klippen zu scheitern. Ein edler Venetianer, der Hafenkapitän, der uns vom Ufer aus in Gefahr, unterzugehen, sah, schickte uns eine Schaluppe mit acht Ruderern entgegen, denen wir ein Tau zuwarfen, an dem sie unser Schiff in den Hafen schleppten.

Wir waren halbtot, besonders ich, der ich nie die empörte See gesehen, und da ich der Ruhe bedurfte, trat ich in eine Fischerhütte und überließ mich wieder den traurigsten Gedanken. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte, da alle meine Reisepläne gescheitert waren. Ich überlegte, wie weit ich noch von Asien entfernt sei; bedachte, daß ich kein Wort türkisch noch griechisch verstehe; daß ich nur noch zwei Pistolen an Geld besäße, und daß, wenn ich zu Fuß mich durch barbarische Länder durchbetteln wollte, ich mich der Gefahr aussetzte, bald der Sklave eines Türken zu werden. Alle diese triftigen Gründe bestimmten mich zur Änderung meines Planes und zu dem Entschluß, nach Venedig zu gehen, wo ich wenigstens sicher war, meinen Bruder zu treffen, der dort die Zeit des Faschings zubringen sollte. Ich ging nach dem Hafen, sprach mit einem Schiffsherrn, der mir

für die Fahrt nebst Verpflegung bis Venedig nur eine Pistole forderte, und nahm einen Gesundsheitspaß auf den Namen Gasparo Fidele, der zwanzig Soldi, venetianischen Geldes, kostete. Während meines Aufenthaltes zu Zara mußte ich mich sehr wundern, daß hier Weibsleute das Geschäft versahen, was an andern Orten Lastträger tun.

Drei Tage nachher war der Schiffer bereit, unter Segel zu gehen. Ich betrat die Tartane, und das erste, was mir ins Auge fiel, war die Adresse an meinen Bruder, die ich selbst geschrieben auf das Ballot, das mein Vetter lange vorher an ihn abgesendet, und das ich längst ihm überliefert glaubte. Befremdet über diese Verzögerung, fragte ich einen Matrosen, wo sie abgefahren seien und seit wann? Er sagte mir, ungefähr vor vier Wochen seien sie aus dem Hafen von Giulia nova in Abruzzo ultra abgesegelt; allein durch widrige Winde stets diesseits des Quarnero aufgehalten und durch den letzten Sturm sogar so weit zurückgeworfen worden, daß sie ohne eine besondere Gnade Gottes keine Hoffnung hatten, während des Faschings noch nach Venedig zu gelangen, um daselbst ihre Ladung, die in Orangen, Zitronen, Öl und Feigen bestand, zu verkaufen. Aus dieser Erzählung ersah ich, daß dieses Schiff dasselbe war, auf dem mein Vetter mich hatte einschiffen wollen, und das ich wegen der Ungewißheit der Zeit der Abfahrt aufgegeben.

Man kann sich denken, welche Betrachtungen bei diesem Anlaß sich mir aufdrängten. Denn nach solchen Erfah-

rungen war es sichtbarlich die Hand Gottes, die mich Wege führte, die, wenn gleich für mich dunkel und unbegreiflich, dennoch gut waren. Als wir auf hoher See und schon etwa fünfzehn bis zwanzig Meilen von Zara entfernt sein mochten, überfiel uns eine solche Windstille auf der Höhe von Meleda, daß es weder vor- noch rückwärts mit uns ging. Das Meer war einem Spiegel gleich, ohne Wind und Wellen, weshalb der Schiffsherr es für gut fand, in Meleda anzulanden und auf Wind zu warten. Mehrere von den Matrosen gingen ans Land, um Wacholderholz zu sammeln, denn auf den Klippen gibt es kein anderes, jenes aber in großer Menge, das vortrefflich brennt. Die Beeren des Strauchs haben dort die Größe der Kirschen und man brennt daraus sehr guten Wacholdergeist.

Das Dorf Meleda liegt auf so unfruchtbaren Klippen, daß man nichts daselbst pflanzen kann; denn auf diesen Felsen kann kein Getreide wachsen, eben so wenig Gras; es gibt da nur Buchs und Rüben im Überfluß. Der Wein, den man dort trinkt, kommt anderswoher und ist sehr schlecht. Die Leute scheinen gesellig und ziemlich ehrlich; Rindvieh gibt es sehr wenig, auch ist es nicht viel größer als Ziegen; man ladet ihm Lasten auf, wie anderwärts den Eseln. Die Einwohner essen selten Fleisch und nähren sich in der Regel von Fischen. Man fängt hier eine Art, Dentalli genannt, von denen man mit Essig und Wacholderbeeren eine Sülze macht; auch kleine Fische, Gavoni genannt, die ganz vortrefflich gut schmecken, aber sich nicht aufbewahren lassen und so fett

sind, daß man zu ihrer Zubereitung gar kein Öl braucht. Wir gingen alle in die Kirche, um die Messe zu hören. Im Vorübergehen sahen wir die Zurüstungen zur Krönung ihres Königs. Dies ist ein Schattenkönigtum, welches die Republik Venedig, der das Land gehört, alljährlich drei Tage lang gewähren läßt, während welcher dieser König die Macht hat, etwaige Verbannte von seinen Landsleuten zurückzuberufen, ohne daß der venezianische Befehlshaber dagegen Einsprache tun darf. Das Fest begann damit, daß die Einwohner hingingen und den neuen König begrüßten und beglückwünschten, welcher nicht sobald sah, daß wir fremd seien, als er uns durch seinen Gardehauptmann, den vier Soldaten begleiteten, sämtlich einladen ließ, sowohl Reisende als Matrosen. Ebenso schickte er Einladungen an die verschiedenen Barken, deren Passagiere nicht ans Land gegangen waren.

Diese Höflichkeit war jedoch nicht uneigennützig, denn es ist der Brauch, daß alle Schiffe, welche bei dieser Gelegenheit sich im Hafen befinden, dem neuen Könige ein Geschenk an Zwieback oder andern Lebensmitteln darbringen. Wir gingen in das Haus, oder besser gesagt, in die Hütte des Königs, und dankten ihm für die uns erzeigte Ehre. Der Herr unseres Schiffs brachte ihm seine kleine Gabe dar, und Se. Majestät, die es annahm, lud uns ein, nach der Messe bei ihr zu speisen. Indes läutete man zur Kirche, und der König, mit einer Krone von Buchs, mit roten papierenen Bändern geschmückt, gab seinem Gardehauptmann ein Zeichen, der

dann ein paar Worte in slavonischer Sprache rief, worauf die Soldaten, sechzig an der Zahl, zwei und zwei neben einander, sich in Marsch setzten. Vor ihnen her zwei Trommler mit einer Art kleiner Trommeln mit einem Boden, woran sich Schellen befanden. Hinter diesen der Hauptmann und die übrige Mannschaft mit einer Fahne von roter Seide mit weißem Kreuz und einem Lorbeerzweig auf der Spitze, an die zwei Pomeranzen gesteckt waren. Nun kam der neue König gravitätisch einhergeschritten mit seinen Verwandten, sämtlichen Freunden und eine Menge Volks. Nachdem die Messe und alle die slavonischen Zeremonien zu Ende waren, ging es in derselben Ordnung wieder zurück und wir begaben uns in die Hütte des Königs, wo zwei lange schmale Tafeln ohne Tischtücher gedeckt waren; darauf standen auf beiden Seiten kleine irdene Teller, siebzig bis achtzig an der Zahl. Nur oben an der Tafel befand sich etwas wie ein Tischtuch mit Buchs bestreut; das war der Platz des Königs und der Geistlichkeit, nach deren Ankunft man sich sogleich zu Tisch setzte. Der König ließ den Schiffsherrn und mich neben sich sitzen, worüber wir uns sehr geehrt fühlten; eine Auszeichnung, die wir ihm mit einer Flasche Branntwein bezahlten, welche wir ihm verehren mußten. Das Essen war ziemlich dürftig, weil das schlechte Wetter nicht erlaubt hatte, Fische zu fangen. Man hatte jedoch diesen Mangel durch verschiedene Gerichte von Hülsenfrüchten, Gerste, Reis auf türkische Art gekocht, mit Rüben und Wurzelwerk und einigen Schüsseln voll Fleisch zu er-

setzen gesucht. Auch setzte man uns kleinere Fische in Menge vor, die teils mariniert, teils nach Matrosensitte zubereitet waren. Kurz, der arme König tat was er konnte, um seine Hausehre zu retten, soweit es die Jahreszeit erlaubte.

Nach dem Mahl verfügte er sich mit dem Pfarrer und den anderen Geistlichen, den Soldaten und seinem ganzen Gefolge auf den Marktplatz, in dessen Mitte ein großer Baum aufgerichtet war, um welchen sich die ganze Bevölkerung versammelt hatte. Die zwei Trommler und ein Pfeifer fingen an, aufzuspielen. Der König nahm ein junges Frauenzimmer bei der Hand und tanzte mit ihr. Nun stimmte das ganze versammelte Volk Gesänge an; jeder sang nach seinem Belieben die Lieder, die ihm gefielen, so daß es einen höllischen Lärm verursachte, wobei von Harmonie keine Rede sein konnte. Jedes nahm auf Geratewohl, wer ihm in die Hände kam, es mochte Mannsbild oder Frauenzimmer sein, und tanzte mit ihm herum.

Sie machten Luftsprünge, allerhand Gesten, schnitten Fratzengesichter, nahmen die wunderlichsten Stellungen an und hüpften mit ebenen Füßen in die Höhe, in einem großen Kreise, wie Drescher. Das Ganze gewährte ein Schauspiel, daß es zum Totlachen war. Der König machte dem Tanz ein Ende und hieß uns, den Herrn des Schiffs und mich, jeden eine Flasche Branntwein für die Frauenzimmer bezahlen, was wir herzlich gerne taten. Weil es uns aber zu kalt wurde und noch mehr weil uns die Gesellschaft nicht behagte, welche die Dünste

des Branntweins bereits zu spüren anfing, hielten wir es für das Geeignetste, uns unbemerkt und ohne Abschied zu entfernen.

Wir machten ein tüchtiges Feuer in unserer Barke an und versuchten ein wenig zu schlafen, nachdem wir uns erwärmt. Es sollte aber nicht lange dauern, denn nach Mitternacht weckten uns Fischer auf, die uns ihre gefangenen Gavoni anboten. Man setzte sich wieder um das Feuer, ließ diese Fische an demselben fertig machen, fing wieder an zu schmausen und sich zu vergnügen. Mit Tagesanbruch ließ der Schiffsherr unverweilt die Anker lichten, da der Wind von Nord nach West umgesetzt hatte und uns günstig war. Wir hatten aber noch nicht fünfzehn bis zwanzig Meilen zurückgelegt, als er wieder ungünstig wurde und uns nötigte, an einer anderen Insel, namens Silva, zu landen.

Diese Insel war weniger holzreich als Meleda, der Boden schien dagegen fruchtbarer, indem es Weingärten, Ölbäume und Küchengärten voll Kohl daselbst gab. Was bewohnt war, glich mehr einer Stadt, als einem Dorf; es ist da ein sehr hoher Turm, nebst drei Kirchen, einem Franziskanerkloster mit einer besonderen Kirche. Auch die Hauptkirche ist für das Land schön zu nennen. Während wir in ersterer die Messe hörten, trug man ein Mädchen von siebzehn Jahren zu Grabe, von deren Armut ihr Leichenbegängnis zeugte. Ein Kranz von Buchs, der sie schmückte, der Stumpf einer Wachsfackel und vier Kerzchen war alles. Während für die Ruhe ihrer Seele eine Messe gelesen ward, machten ihre Ver=

wandten das Grab, und was ausgegraben ward, war fast nichts als Gebeine und Totenköpfe, mit denen man sie wieder bedeckte. Am folgenden Tage, einem Festtag, gingen wir in die Messe im Dom, welcher gedrängt voll Menschen war. Die Frauenzimmer trugen Hüte und Röcke wie die Männer, und diese hatten Wämschen und Mützen wie die Matrosen. Die Messe wurde in slavonischer Sprache gelesen. Nachdem der Küster den Altar beräuchert, beräucherte er jeden der Andächtigen besonders, was mehr als eine halbe Stunde dauerte.

Nach dem Gottesdienst ging es in die Schenke. Ein alter Mann der gut italienisch sprach, machte unserem Schiffsherrn den Antrag, wenn er ihn unentgeltlich nach Venedig mit nähme, wollte er als Steuermann dienen, was er ganz gut verstehe, indem er mehr als dreißigmal von Silva nach Venedig gefahren sei, und das Fahrwasser vollkommen kenne.

Der Patron nahm ihn beim Wort; und als der Wind sich gedreht hatte, segelten wir den folgenden Tag ab.

Wir kamen glücklich durch den Quarnero, einer der gefährlichsten Gegenden des adriatischen Meeres. Am dritten Tage erreichten wir Malamocco, wo wir ankern und über Nacht bleiben mußten, um nicht auf den Sandbänken im Hafen zu stranden. Nach Mitternacht erhob sich ein furchtbarer Sturm mit Blitzen und Donnern. Die Wellen schlugen über das Verdeck vom Vorder- bis Hinterteil des Schiffes; wir glaubten auf offener See zu sein. Ein Glück war es, daß der gute Alte von Silva am Steuer saß, und den Matrosen sagte, was sie zu

tun hatten; sonst wären wir verloren gewesen. Er aber blieb unverzagt beim Toben des Meeres und dem Wüten des Sturmes und widerstand mit seinem Steuer der Gewalt der Wellen, deren Anprallen er klüglich auszuweichen wußte. Allen Matrosen, die todesmatt und vor Schrecken außer sich waren, entsank der Mut, nur der Alte blieb standhaft wie ein Fels, und sprach den andern Mut ein. Kurz, er tat seine Schuldigkeit so vollkommen, daß wir mit bloßem Verlust eines Ankers und einem zerrissenen Taue, wodurch das Boot ganz ins Wasser fiel, in den Hafen einliefen. Jetzt atmeten wir wieder freier und die Todesangst auf unseren Gesichtern verging.

Mehr die Nähe des Landes als der Sturm hatte uns erschreckt; denn wären wir nur dreißig Schritte zu weit rechts oder links gekommen, so hätten wir noch im Hafen Schiffbruch erlitten. Hier tat der gute Alte Wunder, indem er von einer Seite zur andern lavierte. Als wir außer Gefahr waren, kamen von allen Seiten kleine Fahrzeuge mit Fischen und Küchengewächsen; ich kaufte davon für einen Dukato, um meinem Versprechen gemäß, unsere Matrosen am Tage unserer Ankunft zu bewirten.

Während der Reise hatte ich mich oft mit dem Herrn unseres Schiffes unterhalten, und er mich unter anderem gefragt, ob ich nicht in Venedig einigermaßen bekannt sei. Ich hatte ihm dies bejaht und gesagt, daß ich ihm behilflich sein würde, um seine Ladung an den Mann zu bringen, wofern er sagen wollte, daß ich mit ihm beteiligt sei; daß ich mich aber sonst in nichts mischen

würde und er allein die Waren verkaufen und das Geld behalten sollte. Er sagte mir, daß er das gerne tun würde, wofern ich ihm nur Käufer verschaffte, und ich hatte ihm dies versprochen. Dies war nur eine Vorsichtsmaßregel, darauf berechnet, daß ich nicht erkannt würde; denn wenn man mich für einen Schiffseigentümer hielt, war nicht daran zu denken, daß man mich für einen ansah, der aus einem Gefängnis zu Rom entflohen. Als ich nun im Hafen zu Malamocco angekommen war, sagte er zu mir: „Nun, Herr Gasparo, jetzt sind wir zu Venedig. Morgen mit Tagesanbruch werde ich um Erlaubnis nachsuchen, in die Riva dei Schiavoni zu gehen; wenn Sie mit mir wollen, führe ich Sie in meiner Schaluppe dahin. Sie können dann Ihren Gesundheitspaß vorweisen, damit Sie überall hingehen können. Sie brauchen zu dem Ende dem Kommis nur ein weniges zu geben. Und wenn sie mir zum Verkauf meiner Ladung verhelfen, wie Sie mir versprochen, so werd' ich Ihnen Wort halten, falls man mich nach Ihnen frägt, und Sie für meinen Geschäftsgenossen ausgeben."

Ich sagte ihm, daß ich gerne mit ihm gehen und er in ein paar Tagen sehen würde, wie ich mein Versprechen gehalten. Ich gab ihm zwei venezianische Lire, was ungefähr fünfzehn französische Sous beträgt, um den Kommis zu belohnen, und wir landeten des andern Tages mit Sonnenaufgang an der Riva della Salute, wo wir in weniger als einer Viertelstunde volle Handelsfreiheit erhielten. Ich trennte mich von dem Schiffseigentümer mit dem Versprechen, ihm den andern Tag

in die Riva dei Schiavoni Nachricht zu bringen, was ich zu seinen Gunsten ausgerichtet haben würde.

So war ich denn nach viel Gefahren und Widerwärtigkeiten am 21. Januar 1694 in Venedig. Ich erstaunte nicht bloß über alles, was ich in dieser prächtigen Stadt, der Zierde des adriatischen Meeres, in welchem sie erbaut ist, zu sehen bekam (sie ist eine der schönsten und merkwürdigsten Städte Europas, hat die außerordentlichste Lage und bietet einen von allem Gewohnten ganz abweichenden Anblick dar); sondern ich mußte auch über mich selbst staunen in meiner kalabreser Tracht, in der ich mir als ein wahrer Jeangurgolo*) vorkam, so daß ich, wenn ich in der Sonne spazieren ging und meine Gestalt im Schatten erblickte — was oft auf dem Platze del Broglio der Fall war, — über meinen komischen Aufzug lachen mußte. Ich dachte jedoch sehr ernstlich daran, wie ich von meinem Bruder etwas erfahren könnte. Und als ich einmal vor der St. Markuskirche hin und her ging, zwischen den kleinen Buden der Armenier und anderer Orientalen, die hier ihre Waren auslegen, sah ich einen Priester auf mich zukommen, der mich lange betrachtete, vielleicht meines Anzugs wegen. Er wollte Bockshäute kaufen und weil

*) Eine Art Hanswurst, wie man in Italien die Kalabresen seinerzeit aufs Theater brachte. Die kurzen Hosen sehr enge, an den Knien nicht zugeknöpft, sondern auf der Seite mit kleinen Maschen von verschiedenfarbigen Bändern. Eine Hand breit höher ein Wämschen, darüber ein Mantel noch um eine Viertelelle kürzer. Der Kragen des Mäntelchens, breiter als dieses, hing bis auf den Hosenbund herab.

er nicht sogleich mit dem Kaufmann über den Preis sich einigen konnte, ging er bald fort, bald kam er wieder um etwas mehr zu bieten. Endlich ward er mit ihm handelseins, und ich benutzte die Gelegenheit, und sagte zu ihm auf kalabresisch: Guten Tag! worauf er mich fragte, wer ich sei und woher ich komme. Ich sagte ihm, daß ich aus dem Königreich Neapel sei, von Giulia nova komme und Eigentümer einer Barke sei, auf der ich Öl, Pomeranzen, Feigen und andere Früchte geladen hätte; daß ich verschiedene Aufträge auszurichten und Briefe zu bestellen, namentlich eine Kiste mit wohlriechendem Wasser, Früchten und Schinken an einen Herrn Abbate Pignata hätte; weil ich aber zum erstenmal in Venedig sei, wüßte ich kein Haus zu finden. „Ihr habt einen sehr guten Freund von Abbate Pignata getroffen“, antwortete er. „Wir waren erst gestern zusammen in der Oper im St. Lukas-Theater. Er wohnt bei Herrn von Schietti am Rio della Scensa.“

„Mein Herr!“ erwiderte ich, „wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, mit mir in seine Wohnung zu kommen, so will ich die Gondel bezahlen, die uns hinführen wird“. „Gerne würde ich es tun“, sagte er, „wenn ich nicht in einer Stunde in der St. Markuskirche eine Messe lesen müßte“. Dann fing er an, mich dergestalt auszufragen, daß ich sehr mißtrauisch wurde, und ihn geradezu würde stehen gelassen haben, wenn das mir nicht zu unartig gedünkt hätte. Mehr als eine Viertelstunde lang tat er Fragen über Fragen an mich, namentlich wollte er wissen, ob ich den Abbate

Pignata, wie auch einige seiner Verwandten persönlich kenne. Ich sagte ihm, daß ich ihn selbst zwar persönlich, aber letztere nur vom Sehen kenne. Je mehr der Priester mich fragte, desto verdächtiger kam es mir vor. Endlich sagte er zu mir: „Kommen Sie mit mir, ich will Sie zum Abbate Pignata führen; ich bin gewiß, daß er noch im Bett ist, denn er legte sich gestern erst um 2 Uhr nach Mitternacht schlafen.“ — Ich konnte dieses Anerbieten nicht ausschlagen, so große Lust ich auch dazu hatte. Er führte mich durch die Straße la Merzaria unter fortwährenden Fragen bald nach diesem, bald nach jenem; ich aber suchte ihm stets auszuweichen und gab ihm nie eine rechte Antwort. So kamen wir beim Hause des Herrn von Schietti an.

Wir gingen in einen Saal hinauf, wo der Priester mich stehen ließ und in das Zimmer meines Bruders trat. Ich setzte mich in dem erstern ziemlich nahe an die Türe, um hören zu können, was er sagte. Er fing also an: „Herr Pignata! entschuldigen Sie, wenn ich Sie im Schlafe störe; ich glaube, Ihnen eine gute Nachricht zu bringen. In Ihrem Salon steht ein Fremder, den ich anfangs für Ihren Bruder hielt; nachdem ich ihn aber umständlich ausgefragt, hat sich ergeben, daß es ein Kaufmann ist, der in seinem Schiff Ihnen etwas mitgebracht hat und aus dem Königreiche Neapel kommt.“

Einer meiner Neffen, der im Nebenzimmer war und diese Worte vernommen hatte, sprang aus dem Bett und wollte nachsehen, wer ich sei. Als ich ihn den

Kopf an die Türe bringen hörte, drehte ich mich auf meinem Stuhle um, daß er mich nicht sehen sollte; was ich deshalb tat, damit der Priester nicht dabei sein möchte, wenn ich mich meinem Bruder zu erkennen gäbe. Mein Neffe hatte mich kaum recht angesehen, ging zurück und sagte zu meinem Bruder: es ist der Gondoliere, welcher gestern Abend Opernarien von Ihnen gewünscht hat. „Ich sage Ihnen," versetzte der Priester, „es ist kein Gondoliere, sondern ein Fremder; es scheint mir ein Neapolitaner seiner Sprache nach. Er sagte, er sei Eigentümer einer Barke, aus Apulien und ist noch nie in Venedig gewesen."

Mein Neffe kam wieder, trat in den Saal herein und fragte, wer ich sei. Kaum aber sah er mir ins Gesicht, als er mich erkannte, mir um den Hals fiel und mich in das Zimmer meines Bruders zog, der sich eben ankleidete. Als mich mein Bruder sah, fing er vor Freude zu weinen an und flog mir an den Hals. Ich vermag die Liebkosungen nicht zu schildern, mit denen er mich überhäufte. Ich bat sie, ihren Jubel nicht zu laut werden zu lassen, damit meine Ankunft eher verborgen bliebe. Der Priester, welcher ebenso gerührt schien, als wir alle, versprach mir, ebenso treu zu sein, wie mein eigener Bruder. Sie herzten und küßten mich alle um die Wette und weinten über meine Leiden, lobten meine Unternehmung, erstaunten über meine Standhaftigkeit und mein Glück bei den zahllosen Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen gehabt. Ich mußte sogleich mein kalabresisches Gewand ablegen und

einen Reiserock meines Bruders anziehen. Dann schickte er nach einem Barbier, der mich rasierte; aber meinen ungarischen Schnurrbart ließ ich stehen. Ein Schneider mußte mir ein Kleid von blauem Tuch mit silbernen Knöpfen und Borten verfertigen. Als es nach drei Tagen gebracht wurde und ich es anzog, auch eine schöne Perücke aufsetzte, hätte mich jedermann für einen Offizier gehalten. Ich kümmerte mich aber wenig um diese Eitelkeit und sagte zu meinem Bruder, ein weniger modernes Kleid wäre besser für mich gewesen, weil ich darin nicht so sehr bemerkt worden wäre. „Das ist jetzt schon, wie es ist", sagte er, „wenn Du es in Venedig nicht tragen willst, kannst Du es anderwärts tragen. Weil Dirs aber lieber ist, will ich Dir noch eines machen lassen, das sich besser zu Deinem türkischen Schnurrbart schickt." Also ließ er mir eine Chambre-louque machen, welche glatt an dem Leibe anschloß, mit einem weiteren Kleide darüber, nach der Art eines Husarendolmans, so daß mich mit meiner großen Mütze und einem Säbel an der Seite jedermann für einen Ungar hielt.

In diesem Anzug stellte mich mein Bruder den Damen des Hauses und besonders der Frau von Schietti, der Hausbesitzerin vor. Sie hatten alle große Teilnahme für mich bezeugt, ehe sie mich noch kannten, aus Rücksicht auf meinen Bruder, der Wohnung und Kost bei jenen hatte, und ihnen oftmals von meinen Begebenheiten erzählte. Wirklich bewundernswürdig war die Artigkeit und Freundlichkeit dieser Damen, zumal der Donna

Laura, welche mich wie ihren Sohn behandelte, mich zu Tische lud, mit mir in ihrer Gondel spazieren fuhr und mir alle Merkwürdigkeiten der Stadt zeigte. Wenn es in die Oper, die Komödie, auf einen Maskenball ging, mußte allemal der Herr Gasparo Fedele, maskiert oder nicht, dabei sein.

Ich würde eines sträflichen Undanks mich schuldig glauben, wenn ich nicht allenthalben die außerordentliche Huld und Freundlichkeit rühmte, die ich in diesem angesehenen Hause genossen, für das ich eine ewige Dankbarkeit hegen werde. Und wie die Mutter, so auch die Söhne, deren Gefälligkeit ich nicht genug rühmen kann, die sie mir unverdienter Weise in so hohem Grade bewiesen haben.

Mein Bruder führte mich auch zu dem Grafen de la Tour, dem kaiserlichen Gesandten zu Venedig. Ich kann es kaum beschreiben, mit wieviel Güte und Beweisen von Gewogenheit dieser geistvolle Mann mich aufnahm. Er bot mir freie Wohnung, Kost und eine seiner Gondeln an, und versprach mir, wenn er etwas gegen mich in Erfahrung brächte, es mich wissen zu lassen, oder mich auch nach Gradisca oder anderswohin in die kaiserlichen Staaten zu seinen Verwandten zu schicken. Ich mußte ihm meine Geschichte erzählen, und als ich damit zu Ende war, wandte er sich zu meinem Bruder und sagte zu ihm: „Hab' ichs nicht immer gesagt, wer das Glück und die Geschicklichkeit hat, sich aus den Banden der römischen Inquisition zu befreien, der hat auch Verstand und Glück genug, um sich ihren

Häschern und Spähern zu entziehen.“ Wir dankten ihm untertänigst und baten seine Exzellenz, uns ferner die Ehre Ihres Schutzes angedeihen zu lassen.

Am folgenden Tage zog ich mein blaues Bortenkleid an und ging mit meinem Bruder nach der Riva dei Schiavoni, um mit dem Schiffmann zu reden, der mich hergebracht, und mein Päckchen in Empfang zu nehmen, sowie auch das für meinen Bruder bestimmte Ballot. Als der Patron und seine Matrosen mich so flott gekleidet sahen, waren sie ganz erstaunt und bezeugten mir, dank meinem Anzug, mehr Ehrerbietung als sonst. Einer von ihnen sagte zu mir: „Ich habe mir wohl vorgestellt, Herr! daß Sie in Wirklichkeit das seien, was Sie jetzt zu sein scheinen. Denn solange Sie bei uns waren, lag etwas in Ihrem ganzen Benehmen, was man bei gewöhnlichen Reisenden nicht gewahrt.“

Über das Geschwätz dieses Matrosen mußte ich lachen, und um die Ehre zu bezahlen, die ich meinem Kleide verdankte, schenkte ich ihm einen Dukaten, um ihn mit seinen Kameraden auf meine Gesundheit zu vertrinken. Zuletzt nahm ich den Patron auf die Seite und hieß ihn mit mir in meine Wohnung kommen. Ich hätte, sagte ich, schon bei Kaufleuten anfragen lassen, die seine ganze Fracht kaufen würden, wofern er einen billigen Preis mache. Er antwortete, er wolle den andern Tag zu mir kommen, was auch geschah, und nach einigem Hin- und Herreden wegen des Mehr oder Weniger verkaufte er alle seine Waren und erhielt auf der Stelle sein Geld; alles durch Vermittlung meines Bruders.

Somit war derselbe sehr zufrieden und gab uns die Versicherung, daß er uns zeitlebens dankbar sein werde und wir bei jeder Veranlassung, wo er uns oder unsern Freunden einen Dienst würde leisten können, nur befehlen dürften.

Als der Karneval zu Ende, während dessen ich fast nur maskiert herumging, trug ich in der Fastenzeit meine Chambrelouque und was dazu gehörte. Dennoch wollte eine der ersten Damen Venedigs, die von meinen Abenteuern gehört hatte und mich für nicht so wild hielt, als mein Anzug glauben ließ, mich zu einem Günstling der Musen stempeln, und bildete sich ein, weil ich mich so geschickt aus dem Kerker befreit, wäre ich auch gegeschickt genug, eine Oper zu komponieren. Ich bestrebte mich, nach Kräften ihre gute Meinung von mir, die ich doch keineswegs verdiente, zu rechtfertigen, und wählte ein Sujet, das ihr nicht mißfiel. Ich mußte es in Verse setzen; weil aber mein Bruder, der im Dienste des Fürsten von Eggenberg als Kapellmeister seiner Hofmusik stand, nach Prag zurück mußte, konnte ich nur den ersten Akt vollenden, den ich bei ihr ließ, mit dem Versprechen, das übrige sobald als möglich nachzuschicken.

Wir schifften uns um Mittfasten nach Görz ein, wo wir über den Vernich und Laibach Post nahmen, und nachdem wir durch Kärnten und Steiermark gekommen, in Graz anlangten. Unsere Reise hatte acht Tage gedauert. Ich stieg bei meinem Bruder ab, bei dem meine Mutter wohnte, die er, wie schon erzählt, von Rom dahin mitgenommen. Ich bat meinen Bruder, vor mir

in ihr Zimmer zu gehen und sie auf meine Ankunft vorzubereiten. Da sie noch nichts von meiner Befreiung vernommen hatte, so hätte das Übermaß ihrer Freude, zumal bei ihrem hohen Alter und ihrer großen Zärtlichkeit gegen mich, schlimme Zufälle herbeiführen können. Deshalb suchte ihr mein Bruder die Sache nach und nach beizubringen, und nun kannte ihre Freude keine Grenzen. Eine Weile darauf trat ich ein und flog ihr in ihre Arme. Sie zerfloß in Tränen und konnte sich nicht aus meiner Umarmung losreißen. Die ersten Worte, die sie mir sagte, waren, ich sollte Gott danken für die ganz besondere Gnade, die er an mir getan, daß er mich aus einem so schrecklichen Kerker gezogen, und alles, was sie noch weiter sprach, war der volle Ausdruck der zärtlichsten Mutterliebe. Ich erzählte ihr meine Abenteuer, und nicht ohne Schaudern hörte sie deren Schilderungen an, wobei ihr oftmals Freudentränen in die Augen traten.

Den folgenden Tag ging mein Bruder mit mir zum Fürsten, um ihm die Aufwartung zu machen. Dieser empfing mich aufs gnädigste und ich mußte ihm alles erzählen, was mir begegnet. Er wurde sehr gerührt, ließ mich in sein Kabinett treten und sagte zu mir: „Sehen Sie diese vier Bildchen an — kennen Sie dieselben?“ „Ja, gnädiger Herr; ich kenne sie.“ Es waren vier kleine Geschichtsbilder, die ich im Kerker und zwar mit der Feder in punktierter Manier auf Pergament gezeichnet und meinem Bruder geschenkt hatte, als er die Erlaubnis erhalten, mich zu besuchen,

und dieser hatte sie dem Fürsten verehrt. Ich sagte demselben, weil er mir die Ehre erzeigt, diese kleine Arbeiten anzunehmen, die ich in meinem Gefängnis verfertigt, würde ich mich glücklich schätzen, wenn ich jetzt in der Freiheit einige der Art machen könnte, welche gewiß unter glücklicheren Umständen noch besser geraten und es wert sein würden, ihm verehrt zu werden. Er schien mit meinem guten Willen zufrieden und schickte am andern Tage einen seiner höheren Beamten zu meinem Bruder, um mir sagen zu lassen, daß, wenn ich mit zwölf Dukaten monatlich, neben freier Kost, zufrieden wäre, er mich gerne in seine Dienste nähme. Ich antwortete, die größte Ehre, die ich auf der Welt hoffen könnte, wäre die, in den Dienst Sr. Durchlaucht treten zu dürfen und er könne ganz und gar über mich verfügen; ich würde mich bestreben, ihm so gut als mir immer möglich, zum wenigsten mit der größten Treue, zu dienen. Nach dem Mittagessen ging ich, mich bei dem Fürsten zu bedanken. Er sagte zu mir, weil er wisse, daß ich Geschmack und Geschick zu Verfertigung musikalischer Stücke fürs Theater besitze, so wünschte er, daß ich ihm eines über die Geschichte der heiligen Genovefa machen, und daß ich auch den Text dazu verfassen möchte, um es auf seinem Theater aufführen lassen zu können. Die Antwort war, ich würde mein möglichstes tun, um ihn zu befriedigen. Ich setzte hinzu, daß ich augenblicklich den Entwurf dazu machen und, wenn es ihm angenehm sei, sogleich das Stück, so gut ich könnte, in Versen verfassen wolle.

Ich sagte zu meinem Bruder, was für einen Auftrag ich vom Fürsten erhalten hatte, und bat ihn, mir ein ruhiges einsames Gemach in seiner Wohnung zu geben, wo ich arbeiten könnte. Er antwortete, er hätte keines meinem Zwecke entsprechendes, als ein Zimmerchen, oben auf dem Boden. Ich ging sogleich hinauf und fing an, die Disposition zu den Szenen der Geschichte der heiligen Genovefa zu entwerfen, welche der Fürst aufzuführen wünschte. Sobald ich mit dem Plan dazu fertig war, brachte ihn mein Bruder dem Fürsten, der ihn vollkommen billigte und mir sagen ließ, daß ich getrost an der Versifikation arbeiten könnte. Schien es nicht jetzt, daß ich allen Grund hatte, mich glücklich zu preisen? Auch hielt ich mich dafür, weil ich nach dem Elend der Gefangenschaft, und den zahllosen Beschwerden und Widerwärtigkeiten, die ich erduldet, um nicht eingefangen zu werden, mich nicht allein in Freiheit, sondern auch in Diensten eines Fürsten befand, der mir so gnädig angeboten hatte, mich bei sich zu behalten. Ich hatte die Kost bei Hof, Rat und Hilfe von meinem Bruder, der alles tat, was er mir an den Augen ansah; jedermann beeiferte sich, mir Achtung zu bezeugen, und suchte mit mir bekannt zu werden; kurz, ich glaubte mich in Graz schon eingebürgert zu haben und da zu Hause zu sein, ohne es je wieder verlassen zu müssen. Aber wer kann sich auf das unbeständige Glück verlassen! Auf einmal wendete sich das Blatt auf eine für mich betrübende Weise.

Ich war erst vier Tage zu Graz, arbeitete gerade an meiner Operette in meinem Zimmer und war schon

an der letzten Szene des ersten Akts, als gegen Abend ein Freund meines Bruders, ein Italiener, zu ihm kam und ihm sagte, daß ihn die Soldaten des Stadtvogts angehalten hätten, welche ihn nach seinem Namen und seiner Beschäftigung gefragt, und wissen wollten, ob er nicht den seit einigen Tagen in Graz befindlichen Bruder des Kapellmeisters des Fürsten von Eggenberg kenne. Er fügte bei, daß er ihnen geantwortet, er sei Student auf der Universität und wisse vom übrigen nichts. Er sagte zu meinem Bruder, daß er ihn als Freund hievon sogleich benachrichtigen zu müssen geglaubt habe, und daß wir auf unserer Hut sein sollten. Kaum hatte er meinem Bruder diese wichtige Nachricht hinterbracht, als sämtliche Stadtsoldaten unser Haus umzingelten. Mein Bruder brachte mir im höchsten Schrecken augenblicklich diese betrübende Kunde, die mich in unbeschreibliche Unruhe und Angst versetzte. Ich sagte ihm, er solle sogleich den Fürsten benachrichtigen und ihn bitten, daß er mir in einer so dringenden Not seinen Schutz gewähren und einen seiner Wagen schicken möchte, um mich an einen sichern Ort zu bringen. Mein Bruder ging, um mit dem Fürsten zu sprechen, der gerade bei einer Dame der Stadt am Spieltische saß. Er antwortete mir, wenn er mir einen seiner Wagen schickte, würde es Aufsehen erregen, und gerade das laut werden, was man geheim halten müsse, und wenn ein kaiserlicher Befehl diesfalls vorläge, so wäre er außer Stands, mich zu retten, und ich müßte suchen, heimlich aus dem Hause, in dem ich mich befand, und in sein

Haus zu kommen, wo ich dann nichts mehr zu fürchten hätte.

Mein Bruder hinterbrachte mir diese Antwort. Er war äußerst bestürzt, meine Mutter schwamm in Tränen, meine Neffen waren tief erschüttert und das ganze Haus in Verwirrung. Mit einem Male sagte ich zu ihnen: „die Zeit drängt und ihr sucht vergeblich ein Auskunftsmittel; ich muß selbst handeln, daß man mich nicht erwischt. Wenn ich mich im Haus verstecke, so sperre ich mich selbst ein und werde gefangen. Über die Dächer zu klettern ist gefährlich, denn sie sind sehr gähe, und die Wände durchbrechen, um mich durch die Nachbarhäuser zu flüchten, ist auch keine leichte Sache. Laßt mich nur machen; verberget alle Lichter im Hause, daß man von der Straße aus keines sieht; gebt mir Degen, Mantel, eine Blendlaterne, bleibt alle im Hause und nur dieser Diener soll mit mir kommen; jede Zögerung ist nunmehr verderblich."

Nun warf ich meinen Mantel um, ging die Treppe hinunter, öffnete plötzlich die Haustüre, meine Laterne in der Hand, und schritt keck mitten durch die Soldaten hin, wie einer, der nichts zu fürchten hat. Ohne schneller zu laufen, ging ich über die Straße, im Gegenteil, langsamen Schrittes, gerade auf den Palast des Fürsten zu. Der mir folgende Diener zitterte wie Espenlaub und konnte meine Entschlossenheit gar nicht begreifen.

Sobald ich im Vorzimmer des Fürsten war, schickte ich ihn zurück und ließ meinem Bruder sagen, daß ich in Sicherheit sei. Man kann sich denken, wie entzückt

er und meine Mutter darüber waren. Mein Bruder hieß jetzt alle wieder zu Bette gehen und legte sich ebenfalls halb angekleidet nieder. Eine Stunde später hörte er an die Haustüre klopfen. Man öffnete und der Leutnant der Polizeisoldaten trat mit sechs Mann ein, ging gerade nach dem Schlafzimmer meines Bruders und redete ihn ganz höflich folgendermaßen an:

„Entschuldigen Sie, mein Herr! wenn ich Sie in der Ruhe störe. Wir kommen auf Allerhöchsten Befehl, um nachzusehen, ob ihr Herr Bruder, welcher seit Kurzem hier ist, sich nicht in Ihrem Hause befindet. Erlauben Sie, daß ich es durchsuche."

„Sie können allenthalben suchen", sagte mein Bruder, „ich kann Sie aber versichern, daß er nicht da ist".

„Und wer ist denn der Fremde", erwiderte der Leutnant, „welcher mit Ihnen aus Italien gekommen ist?"

„Es ist ein Neapolitaner", sagte mein Bruder, „der schon nach Wien weitergereist ist".

Alle Winkel des Hauses wurden nun durchsucht; dann kam der Leutnant wieder, sagte meinem Bruder gute Nacht, und bat abermals um Entschuldigung. Er meinte, es müßte ein Mißverständnis obwalten.

Eine halbe Stunde später kam mein Bruder zu mir in den Palast und erzählte mir, was mit dem Leutnant vorgegangen.

Als der Fürst nach Hause kam, ließ er mich rufen. Ich trat in sein Kabinett, wo er mir sagte, ich sollte mich verbergen und nicht aus meinem Zimmer gehen, bis er sich genau erkundigt habe, von wem der Ver=

haftsbefehl gegen mich ausgegangen. Den folgenden Tag ließ er mich abermals rufen und eröffnete mir folgendes:

„Sie müssen suchen, unerkannt aus der Stadt zu kommen; denn ich bin willens, Sie nach Eggenberg zu schicken, wo Sie nichts zu fürchten haben. Ich möchte nicht, daß mir hier ein kaiserlicher Befehl zukäme, dem ich gehorchen und Sie ausliefern müßte. Bestimmen Sie den Tag ihrer Abreise, so will ich eine Kutsche bereit halten lassen, die außerhalb der Stadt auf Sie wartet. Wenn die ersten Nachforschungen vorüber sind, wollen wir sehen, was weiter zu tun ist, damit Sie überallhin frei gehen können."

Ich ging deshalb mit meinem Bruder zu Rate und wir fanden, daß es kein besseres Mittel gebe, um unerkannt aus der Stadt zu kommen, als in Gesellschaft von acht bis zehn Studenten, ebenfalls als Student gekleidet, und zum Schein laut über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand streitend, wie dies oftmals Studenten auf ihren Spaziergängen tun. In Graz befindet sich außer vielen Bildungsanstalten eine (1586 gestiftete) hohe Schule, auf der viele junge Deutsche und Italiener studieren; daher mein Bruder keine Mühe hatte, Begleiter für mich zu finden, mit denen ich die Stadt verlassen sollte, zumal Studenten gleich dabei sind, wenn es sich darum handelt, der Polizei eine Nase zu drehen, oder den sogenannten Wächtern der Ordnung einen Possen zu spielen, wie die Geschichte aller Universitäten bezeugt. Es waren diesmal lauter Italiener, gute Bekannte von

meinem Bruder, und derjenige, welcher uns die erste Nachricht gebracht von dem, was man gegen mich vorhatte, stand an ihrer Spitze. Ich verkleidete mich als Student, und so gingen wir eines schönen Morgens alle mit einander gegen 10 Uhr zum Tore hinaus; jeder hatte zwei Pistolen unter dem Mantel und mehrere einen Dolch bei sich, wie ihn der Italiener nicht selten bei sich führt. Wir trafen jedoch niemand, der von uns nur im geringsten etwas gewollt hätte.

Als wir dahin kamen, wo die Kutsche auf mich wartete, nahm ich von diesen Herren Abschied und fuhr nach Eggenberg, wo ich dem Kastellan den Brief des Fürsten übergab. Er begegnete mir sehr gut und zeigte mir zwei schöne Zimmer, die er für mich hatte herrichten lassen, weil er zuvor schon benachrichtigt worden. Schade war es nur, daß wir einander nicht verstanden. Er konnte kein Wort Italienisch, ich kein Wort Deutsch. So vergingen acht Tage, ohne daß ich mit jemand sprach oder etwas anderes tat, als tüchtig essen und noch mehr trinken. Sonst würde ich bei der Freundlichkeit meines Wirtes mich sicherlich noch besser befunden haben. Täglich schrieb ich an meinen Bruder; da das Schloß nur zwei Stunden von Graz liegt, gab es alle Tage Gelegenheit, Briefe hin und her zu bringen. In jedem drang ich in ihn, mich doch wissen zu lassen, wie es mit mir stehe, und bat ihn, mich an einen Ort zu befördern, wo ich auch verstünde, was man zu mir sagt, und mich selbst verständlich machen könnte. Er schrieb mir endlich, daß ein Freund kommen und mich an einen andern Ort

führen würde, sowie, daß er selbst mich unterwegs treffen und mir noch mehreres sagen würde. Dieser Freund kam denn wirklich mit zwei Pferden, deren eines ich bestieg, und mit demselben die Straße nach Marburg (acht Meilen von Graz an der Drau gelegen) einschlug.

Nachdem wir mehrere Stunden zurückgelegt, stieß mein Bruder zu uns, der mir sagte: „Reise mit diesem Herrn weiter, er wird dich nach Wilthaus bringen, einem dem General von Rabatta gehörigen Dorfe. Hier ist ein Brief von diesem, den du seinem Verwalter übergeben sollst. Wenn er dich fragt, wer du seiest, so sag' ihm, du seiest ein Baumeister, und damit er dies eher glaubt, hast du hier einen Reißzeug, mit dem du den Riß zu einigen Häusern nach deinem Belieben machen kannst; denn der General ist wirklich willens, eines zu Wilthaus zu bauen. Er soll selbst in einigen Tagen hinkommen; somit wirst du die Ehre haben, ihn zu sprechen und Gelegenheit, ihm für den Schutz zu danken, den er dir angedeihen läßt. „Halt!" fügte er bei, „hier ist ein Beutel mit Dukaten. Nimm sie, lieber Bruder! und brauche sie wenn du es bedarfst. Geh' mit Gotteshilfe und ich werde dir schreiben, und dich von allem in Kenntnis setzen, was auf deine Angelegenheit Bezug hat. Deinen Koffer will ich dir mit nächster Gelegenheit senden." Wir trennten uns unter den zärtlichsten Umarmungen mit gebrochenem Herzen. Er ging zurück auf dem Weg nach Graz, ich aber Marburg zu.

Hier stiegen wir im Posthause ab, wo wir einen Postknecht nehmen mußten, der des Wegs kundig war; denn

der nach Wilthaus führt querfeldein. Der Postmeister, der zugleich Ortsrichter von Marburg war, wollte uns chikanieren. Mein Begleiter gab ihm tüchtig hinaus; weil ich aber nicht Deutsch konnte, wollte er durchaus wissen, wer ich wäre und drohte uns, widrigenfalls keine Pferde zu geben. Worauf ihm gesagt werden mußte, daß ich Ingenieur und auf Bestellung des Herrn General von Rabatta nach Wilthaus zu reisen willens sei, wo ich einen wichtigen Auftrag auszurichten hätte. Die Pfeife im Mund, besann er sich ein Langes und Breites und befahl am Ende ganz gemächlich und gravitätisch, wie es einer Magistratsperson ansteht, daß man uns Pferde und einen Postknecht mitgeben sollte. Fra Stoppino zu Rom war ein großer Meister in der Kunst, einen Geduld zu lehren; er hatte mich starke Lektionen darin durchmachen lassen und meine Geduld auf die äußerste Probe gestellt; aber es gibt in Deutschland Postmeister, die dem Stoppino nichts nachgeben und die Fremden erfahren es mit höchstem Erstaunen, wieviel man von diesen kleinen Tyrannen bei einem Volk zu leiden hat, das sich doch so viel auf seine Gerechtigkeit und Freiheitsliebe zugute tut.

Ich ward endlich von diesem befreit, indem ich ihm bezahlte, was er verlangte. Seine Pferde brachten uns in vier Stunden an Ort und Stelle. Der Freund meines Bruders, der mich aus Gefälligkeit bis dahin begleitet hatte, wollte mit derselben Gelegenheit zurückkehren und verabschiedete sich von mir mit dem Bemerken, daß er meinem Bruder melden würde, wie gut es ihm gelungen,

seinen Auftrag zu erfüllen, und daß er mit größtem Vergnügen bereit sei, wenn er sonst auf irgend eine Art mir dienen könne. Ich dankte ihm für sein gütiges Anerbieten und die mir geleistete Gesellschaft. Als der Verwalter uns hatte kommen sehen, war er uns bis in den Hof herunter entgegengegangen, und da ich ihn seinem Äußern nach für den hielt, der er war, übergab ich ihm das Schreiben des Generals. Er las es und führte mich unter vielen Komplimenten in seine Wohnung, bis man mir die meinige zurecht gemacht haben würde. Ich verstand ihn jedoch ebensowenig als den Kastellan zu Eggenberg und wir mußten uns daher mehr durch Zeichen und Deuten als durch Worte verständigen.

Als es Zeit zum Nachtessen war, setzten wir uns zu Tische, an dem noch vier Personen Platz nahmen, worunter glücklicherweise ein junger Schreiber, der etwas Latein verstand. Sehr froh, mit seiner Hilfe mich dem Verwalter verständlich machen zu können, verlangte ich etwas Papier, um des anderen Tages an einem Riß zu arbeiten. Man sagte mir, morgen frühe würde alles bereit sein, und wirklich bekam ich schon mit Anbruch des Tages alles was ich brauchte, und fing an, den Grundriß eines Hauses zu zeichnen, den ich sodann nach der Höhe und dem Durchschnitt ausführte. Der gute Verwalter betrachtete jedesmal meine Arbeit mit großer Aufmerksamkeit und bezeugte sein Erstaunen bei jedem Strich, den ich machte, ohne ein Wort zu sprechen. Wenn er glaubte, ich müßte müde sein von der Arbeit, fragte er mich durch Zeichen, ob ich nicht zur Erholung ein

Spiel machen wollte. Er hatte Karten zur Hand und sagte: Piket, Piket. Ich bedeutete ihm, daß ich gerne spielen wollte, und als mein Riß fertig war, taten wir den ganzen Tag nichts mehr als spielen.

Aber eine schlimme Beschaffenheit der Säfte, verbunden mit der Verunreinigung des Geblüts, eine Folge der Luftveränderung und meiner neuen ungewohnten Kost, machte, daß ich einen furchtbaren Ausschlag bekam, so daß ich am ganzen Leib voller Schwären wurde, wie Lazarus im Evangelium. Anfangs suchte ich denselben möglichst zu verbergen, das war aber auf die Länge nicht tunlich, und folgende Begebenheit ward die Veranlassung, daß ich meinen Zustand notgedrungen meiner Umgebung entdecken mußte.

Eines Sonntags ging der Verwalter mit mir in die Messe in eine Ortschaft, jenseits der Drau, wo sein Gut, sein Haus und seine Frau sich befand. Hier wollte er neben anderen Gästen mich besser als gewöhnlich traktiren, und wirklich ließ er eine köstliche Mahlzeit zubereiten und tischte vom besten Wein des Landes auf, in welchem er ohnehin gut wächst. Nachdem man gehörig gegessen und getrunken, ließ er auch noch ein großes gläsernes Geschirr herbringen, daß drei Pinten halten mochte, und das man in Deutschland „Willkomm" nennt. Er brachte gegen mich die Gesundheit des Herrn General von Rabatta aus, und stürzte in einigen Absätzen den ganzen Inhalt der Flasche hinunter. Ich, der ich noch gar nicht lange in Deutschland war und die Landesbräuche nicht kannte, mußte mich über die Maßen wundern,

wie ein vernünftiger Mensch sich absichtlich berauschen und aus bloßer Courtoisie sich Schaden tun mochte. Als er aber diesen Humpen abermals füllen ließ und mir ganz ernsthaft darreichte, damit ich ihn nun ebenfalls austrinken sollte, da verging mir die Lust zum Lachen. Er bedeutete mir, daß, wenn man ihn ausgetrunken, man ihn einem andern bringen müßte. Ich wollte mich entschuldigen und sagte, ein so großes Gefäß könnte ich in zwei Tagen nicht leeren, und es sei mir nicht möglich, es ihm nachzutun. Allein er war schon betrunken und nahm keine Vorstellung mehr an, blieb taub gegen meine Entschuldigungen, wiewohl mit freundlicher Geberde und lächelnder Miene, wie denn das Volk des Landes ein äußerst gutmütiger Menschenschlag ist.

Seine Frau und die andern Gäste drangen ebenso stark in mich und zwangen mich endlich den Humpen in die Hand zu nehmen. Ich sagte ihnen, ich wollte zwar trinken, allein diese Flut von Getränke würde nicht bei mir bleiben. Ich trank, ohne durstig zu sein, nur mit Widerwillen und sehr langsam; die andern sangen dazu so lange, bis ich damit fertig war. Kaum aber hatte ich diesen ungeheuren Pokal geleert, so drehte sich das ganze Haus mit mir herum, ich sah hundert Tische statt einen. Man mußte mich auf ein Bett legen, auf dem ich, nachdem ich das Zimmer mit einem Strom von Wein überschwemmt, fünf Stunden an einem fort schlief, als wenn ich den Todesschlaf schliefe. Als ich erwachte, kamen die Gäste und wünschten mir Glück, mit dem Bemerken, daß ich mich heldenmäßig benommen habe.

Ich schämte mich ihres Beifalls und konnte nicht begreifen, wie man sich Ehre und Achtung dadurch erwerben soll, daß man sich toll und voll trinkt und der Gefahr aussetzt, seine Gesundheit einzubüßen und unter ein unvernüftiges Tier herabzusinken.

Nach diesen Heldentaten gingen wir über die Drau zurück, um uns nach Hause zu begeben. Wilthaus liegt am Abhang eines Gebirges, an dessen Fuß die Drau hinströmt; die reich ist an Fischen, besonders an den schönsten und größten Forellen. Durch vorerwähnten Exzeß war ich so erhitzt worden, daß ich die ganze Nacht kein Auge zutun konnte. Am Morgen hatte mein Ausschlag furchtbar zugenommen und meine Hände waren voll Blattern, wobei mich die innere Hitze fast verzehrte. Ich konnte jetzt meine Krätze nicht mehr verbergen. Als der Schloßverwalter morgens zu mir kam, entdeckte ich mich ihm und zeigte ihm, wie meine Hände und der ganze Körper voll Geschwüre waren. Er aber erwiderte mit lachendem Munde, wie wenn es sich darum gehandelt hätte, ein Glas Wein zu leeren, daß das nichts zu bedeuten hätte; ließ den Schreiber kommen und mir durch diesen sagen, daß er mich bald kurieren wolle, wenn ich es wünschte. Ich antwortete, dies werde mir sehr lieb sein. Abends erhielt ich dann gedörrte Zwetschen mit irgend einem Zusatz gekocht, die mich sehr pugierten. An den zwei folgenden Tagen mußte ich Kräuterbäder nehmen und darnach an einem Feuer von Spiritus schwitzen. Dies Mittel trieb so sehr das Krätzegift heraus, daß mein ganzer Körper jetzt nur noch ein Ge-

schwur war. Dies wurde zweimal wiederholt und ich fand wirklich, daß es täglich mit mir besser wurde. Dabei suchte er mich aufzuheitern, und ich lernte von ihm den Wahlspruch, den er stets im Munde führte: „semper lustig, nunquam traurig;“ worin all sein Latein bestehen mochte, ob er sich gleich viel darauf einbildete.

In dieser Zeit kam auch der Graf Rabatta mit seiner Gemahlin und mehreren andern vornehmen Personen, Herren und Damen, nach Wilthaus. Sie überhäuften mich mit Artigkeiten und Achtungsbezeugungen, teils bei der Tafel, teils am Spieltische oder auf ihren Spaziergängen längs der Drau. Fast alle sprachen Italienisch und hörten mit Vergnügen der Erzählung meiner Abenteuer zu. Ich meinesteils war hoch erfreut, daß ich mich so angenehm unterhalten konnte; auch hatte ich mehrere besondere Unterredungen mit dem Herrn Grafen, welcher den Riß, den ich ihm zu seinem neuen Haus entworfen, ganz nach seinem Geschmack fand, nur daß er etwas wegließ, was ihm überflüssig schien. Sonst wurde er gerade so ausgeführt, wie ich ihn entworfen, und ein Jahr später schrieb mir mein Bruder, daß das Gebäude sehr weit vorgerückt sei und der Herr Graf schon öfters gesagt habe: „Oh! wenn Ihr Bruder hier wäre, hätte ich die größte Freude von der Welt, wenn ich ihm zeigen könnte, wie genau ich seinen Plan habe befolgen lassen.“

Wir sprachen auch von einigen Geschäften, welche derselbe in Italien hatte und von der geeignetsten Art und Weise, wie sie gut besorgt werden könnten. Er beehrte

mich sodann auf das Herrablassendste, auf meine Angelegenheiten einzugehen, und sagte mir, daß er nicht wüßte, welche Wendung meine Sache nehmen würde, und daß er mir klaren Wein einschenken wolle. Wenn es nämlich sich so verhielte, daß der Kaiser auf Ansuchen des päpstlichen Nuntius oder der römischen Inquisition einen Verhaftsbefehl gegen mich erlassen habe, so könnte ich an keinem Orte in den kaiserlichen Staaten auf völlige Sicherheit rechnen; ich könnte zwar zu Wilthaus bleiben, so lange ich wollte, weil das ein Lehen sei, in dem er unumschränkter Herr sei und aufnehmen könne, wen er wollte, ohne daß jemand ihm darein zu reden habe.

„Aber, was wollten Sie", fuhr er fort, „in diesen Bergen machen, unter lauter Bauern, in der schrecklichsten Einsamkeit und Langeweile, ohne die Sprache zu kennen, ohne Gesellschaft, ohne Beschäftigung und Unterhaltung? Könnten Sie Ihr Leben da beschließen? Zudem, wenn das Unglück wollte, daß der Wiener Hof ihren hiesigen Aufenthalt erführe und ich als kaiserlicher General Befehl erhielte, Sie verhaften zu lassen — gewiß, ich würde die Hand nicht von Ihnen abziehen!! — aber denken Sie, welche Verlegenheit, welche Widerwärtigkeit das für mich wäre, wenn ich Sie in diesem Fall anderswohin müßte bringen lassen und selbst beim strengsten Inkognito dies nicht mit ihrer völligen Sicherheit geschähe."

„Ich rate Ihnen deshalb freundschaftlich, sich zu meinen Brüdern nach Görz zu begeben. Ich werde Ihnen als Führer einen Mann mitgeben, der mehrere Sprachen spricht und auf dessen Treue Sie bauen können. Sie

sind dorten näher bei Venedig, wohin Sie im Notfall flüchten können. Ich werde Ihnen so gute Empfehlungsschreiben mitgeben, daß Sie nichts werden zu fürchten und nichts weiter zu wünschen haben, und seien Sie überzeugt, daß der Schutz meiner gesamten Familie Ihnen nicht entzogen wird. Wenn Sie diesen Rat zu befolgen sich entschließen, werde ich mit ihrem Herrn Bruder darüber reden, und wir werden Ihnen schreiben, auf welche Weise Sie sich zu benehmen haben. Wollen Sie jedoch lieber hier bleiben, so können Sie das, mein Haus steht Ihnen frei. Es würde mir aber leid tun, wenn ein Mann, wie Sie, mit Ihren Talenten und Eigenschaften in dieser Einöde versauern müßte, wo es nicht die mindeste Unterhaltung und Aufheiterung für Sie gäbe; wo Sie, sozusagen, lebendig tot wären. Wozu hätte Ihnen die viele Mühe genützt, die Sie sich gegeben, um dem Kerker zu entfliehen, wenn Sie diesen bloß mit der Verbannung nach Wilthaus vertauscht hätten? In Görz werden Sie wenigstens meine Brüder haben. Der eine derselben ist verheiratet und seine Frau ist eine höchst gebildete Dame und große Freundin der Musik, so wie Sie. Ich habe dorten noch weitere Verwandte, die Sie aus Rücksicht auf meine Bekanntschaft mit Ihrem Herrn Bruder und meine Teilnahme an Ihrem Unglück gewiß gut aufnehmen werden. Ich rate Ihnen, sich hiezu zu entschließen, und bin überzeugt, daß Sie es nicht bereuen werden und daß Sie nichts Besseres tun können."

Ich dankte Sr. Exzellenz für seine große Güte und sagte ihm, daß ich, so bald mein Bruder mir meinen

Koffer schicken würde, sogleich nach Görz abreisen wolle mit dem Führer, den er mir mitzugeben die Gewogenheit haben wolle. — Ich hatte sonst noch mehrere Gespräche mit ihm, deren Inhalt nicht hierher gehört, und erwähnte bloß, daß ich aus denselben mit steigender Hochachtung in diesem, meinem Beschützer, einen ebenso gescheiten als edelherzigen Mann, kennen lernte. Nach zwölftägigem Aufenthalt, währenddessen er mit seiner vornehmen Gesellschaft sich sehr gut die Zeit vertrieben, ward die Rückreise in die Stadt angetreten.

Ich blieb noch acht Tage daselbst und mußte mich aus Gefälligkeit noch einmal betrinken, und zwar in diesem unglücklichen Hause des Schloßverwalters, welcher mir die größte Ehre von der Welt zu erweisen glaubte, wenn er mich in Gefahr brachte, zu zerplatzen. Endlich kam mein Koffer mit einem Führer, der mich nach Görz begleiten sollte und mir einen Brief von meinem Bruder überbrachte, worin mir dieser aus Auftrag des Herrn Generals schrieb, daß ich mich von der Hauptstraße nach Laibach ferne halten sollte, sowie von allen Poststraßen, weil man in Erfahrung gebracht habe, daß von Wien nach allen Poststationen bis an die venezianische Grenze Befehl ergangen sei, eine Mannsperson zu verhaften, die sich für einen Neapolitaner ausgebe, zeichnen könne und Musik verstehe. Es war unschwer, zu erraten, daß dieser Befehl bloß mir gelte. Diese Nachricht setzte mich in große Verlegenheit; ich ward in hohem Grade niedergeschlagen durch den Gedanken, daß meine Verfolgungen gar kein Ende nehmen

und ich selbst in Deutschland nicht sicher sein sollte. Nichtsdestoweniger faßte ich mich aber bald wieder und besprach mich mit dem Führer, welchen Weg wir machen wollten.

Den andern Tag gingen wir über den Draufluß, setzten uns wohlbewaffnet zu Pferde, ritten über das Gebirge gegen den Ursprung der Save zu und kamen am siebenten Tage darauf, etwa um 8 Uhr, nachts, in Görz an, wo wir geradenwegs nach dem Palast der Grafen von Rabatta uns begaben. Hier war zufällig Ball und große Festlichkeit. Derjenige von den Grafen, welcher verheiratet ist, sah durch das Fenster den Führer, den ich bei mir hatte und den er kannte, fürchtete, es möchte seinem Bruder, dem General, ein Unglück begegnet sein und kam deshalb herunter, uns zu fragen, was es neues gebe. Ich überreichte ihm meine Briefe. Als er sie gelesen, ging er mit mir in ein Hausgärtchen, das er öffnen ließ und wo wir allein waren. Ich mußte kurz erzählen, wer ich sei und warum ich entflohen. Kaum hatte er dies vernommen, als er zu mir sagte: „mein Gott! was sagen Sie? Erst heute morgen ist von Wien ein Kabinettsbefehl angelangt, eine Mannsperson zu verhaften. Wir wissen noch nicht, wer es sein kann; denn der Befehl ist an den Gouverneur der Festung gerichtet; ich möchte nicht, daß Sie derjenige sind, auf den man fahndet, und daß Ihnen bei mir ein Unglück widerführe. Eilen sie deshalb, wieder zu Pferde zu steigen; mein Kammerdiener soll Sie nach Loremberg, einem freien und unabhängigen

Lehengute von uns, begleiten, wo Sie ganz sicher sein können, bis ich erfahren, wer verhaftet werden soll. Alsdann werde ich selbst zu Ihnen kommen."

Er ließ sogleich zwei Pferde aus seinem Marstall satteln, wovon das eine ich, das andere der Kammerdiener bestieg. Man kann sich denken, wie sehr diese Wendung mich überraschte; ich war unwohl, von der weiten Reise sehr ermüdet und angegriffen und hoffte zu Görz Ruhe, Sicherheit und einen angenehmen Aufenthalt zu finden. Und kaum war ich eingetroffen, als ich aufs neue mich in Unruhe versetzt und genötigt sah, augenblicklich mich wieder aufs Pferd zu setzen und aus einem Ort zu fliehen, welcher, wie ich gehofft, mir eine ruhige und behagliche Freistätte gewähren sollte. Mit diesen traurigen Gedanken kam ich um Mitternacht zu Loremberg an. Alles lag schon im Schlaf, der Kammerdiener weckte den Schloßverwalter, der mir ein so gutes Nachtessen besorgte, als es die Tageszeit erlaubte und mir sehr guten Wein vorsetzte, worauf ich zu Bette ging, um der so sehr nötigen Ruhe zu pflegen.

Meine Müdigkeit verursachte, daß ich fast den ganzen folgenden Tag im Bette blieb. Der Graf Philipp von Rabatta, der jüngste von seinen Brüdern, besuchte mich nach zwei Tagen, überhäufte mich mit Gefälligkeiten, ging mit mir auf die Jagd und suchte mir alle mögliche Unterhaltung zu verschaffen. Er nahm großen Anteil an meinem Mißgeschicke, und leistete mir über die ganze Zeit meines Aufenthalts daselbst Gesellschaft.

Vier Tage später kam der älteste Graf mit seiner Gemahlin und großer Begleitung von Herren und Damen nach. Sie blieben zehn Tage, währenddessen man sich mit Musik, Jagd und Tafeln die Zeit köstlich vertrieb, so daß ich nicht die mindeste Langeweile hatte. Vor der Abreise jedoch nahm mich der Graf auf die Seite und sagte mir: wiewohl er nicht genau habe in Erfahrung bringen können, ob der Verhaftsbefehl, den der Festungs-Gouverneur zu Görz von Wien erhalten, gegen mich gerichtet sei, sei doch aller Grund vorhanden, solches zu fürchten, und weil ich nicht ohne Gefahr in Görz bleiben könne, rate er mir, mich in eine freie Reichsstadt in Deutschland zu begeben, zum Exempel nach Augsburg, Nürnberg oder Frankfurt a. M., wo ich mindestens ruhig leben könne.

„Zwar können Sie", fügte er hinzu, „hier zu Loremberg ganz ohne Sorge bleiben, so lange Sie wollen; aber wir bleiben nicht lange da, und kommen nur dann und wann der Jagd wegen hierher. Und was wollen Sie da machen, allein, ohne die Sprache zu kennen, unter diesen erbärmlichen Slavoniern? In dieser Einsamkeit, ohne geselligen Umgang, ohne die mindeste Unterhaltung oder Belustigung?"

„Es tut uns sehr leid, meiner Frau und mir, daß Sie nicht zu Görz in unserem Hause bleiben können. Sie wären da neuen Gefahren ausgesetzt und wir bekämen vielleicht Ihretwegen mit dem kaiserlichen Hofe Verdruß. Im andern Falle würde es uns Freude machen, Sie bei uns zu behalten, und meine Frau würde

sehr gerne sich Ihren Unterricht in der Musik zu Nutzen machen, zu welcher Sie stets so viele Neigung gehabt hat. Allein es wäre nicht recht, wenn wir um unseres Vergnügens willen Ihre Freiheit aufs Spiel setzten. Ich gehe morgen mit der ganzen Gesellschaft nach Görz zurück. Bloß der Graf Philipp wird bei Ihnen bleiben und Sie mit Geld und allem versehen, was sie sonst brauchen, im Fall Sie es für gut finden, weiter zu reisen; er wird Ihnen auch einen guten Führer bis über Tolmino hinaus mitgeben, bis dahin, wo Sie die ordinären Fuhrwerke treffen, mit denen Sie an einen Ihnen beliebigen Ort in Deutschland reisen können. Falls ich Ihnen sonst einen Dienst leisten kann, sagen Sie es immer."

Ich dankte dem edlen Grafen tausendmal, mit dem Anfügen, daß ich, sobald ich von meinem Bruder Briefe erhalten würde, seinem gütigen Rat folgen und mich entschließen würde, nach Deutschland zu gehen; daß ich wohl einsehe, dies sei das sicherste, und daß ich im Fall der Not von seinem edelherzigen Anerbieten Gebrauch machen würde. Sie reisten den folgenden Tag nach Görz zurück. Ich blieb mit dem Grafen Philipp allein, der ein außerordentlicher Jagdliebhaber war und alle Tage seiner Jagdlust nachging; während ich, der ich weniger dafür eingenommen war, zu Hause blieb und mit Lesen und Schreiben mich beschäftigte. Hier vollendete ich denn auch die Oper, die ich zu Venedig für die oben erwähnte Dame angefangen hatte.

Nach Verfluß von einigen Tagen erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, worin er schrieb, daß er

dem Herrn General von Rabatta zu Görz zwanzig Dukaten eingehändigt habe, damit ich diese Summe bei seinen Brüdern erheben und damit hinreisen könnte, wo ich es am zuträglichsten für meine Sicherheit fände. Ich zeigte dem Grafen Philipp diesen Brief, der mir das Geld richtig ausbezahlte und mir den Weg angab, den ich bis Augsburg einhalten müßte, wohin er selbst einmal eine Reise getan hatte. Er schenkte mir auch ein paar Sackpistolen nebst Pulver und Blei und verschaffte mir einen Führer und ein Gefährt. Durchdrungen von Dankgefühlen für die Wohltaten, die ich von seiten dieser wahrhaft edlen Familie genossen, trat ich meine Weiterreise an.

So lange ich in Gesellschaft meines Führers reiste, der Italienisch sprach, ging alles ganz gut. Als ich aber über Tolmino hinaus und auf die Hauptstraße, die nach Deutschland führt, gekommen war, sollte ich alle die Widerwärtigkeiten erfahren, denen der Reisende ausgesetzt ist, wenn er die Landessprache nicht versteht. Ich sprach, ohne daß man mich verstand und was man mir sagte, das verstand ich nicht; es war zum Verzweifeln, und ich mußte bekennen, daß, wenn ich zu Rom, statt so viele unnütze Dinge zu treiben, mich auf fremde Sprachen gelegt hätte, ich jetzt nicht in so großer Verlegenheit gewesen wäre. — Der Führer, welcher Italienisch sprach, sollte mich, dem geschlossenen Vertrag gemäß, bis Villach führen. Eines Tages, als wir in einer Stadt, jenseits der Plesser Klause, übernachtet hatten, kam er frühe morgens, mir zu sagen, daß sein

Pferd vernagelt sei und er mich nicht mehr weiter führen könne. Ich sagte ihm, daß dies mich nichts angehe und er mich dahin führen müsse, bis wohin wir übereingekommen, da er einmal den Handel geschlossen, und ein Draufgeld erhalten habe. Als er mich entschlossen sah, ihn zu nötigen, ging er in den Stall und in dem Augenblick, da er abfahren wollte, kam ich dazu; allein es half alles nichts, ich mochte reden und tun was ich wollte. Er setzte sein Pferd in Trab und ließ mich da, mit der Aussicht, ohne Gefährt meine Reise fortsetzen zu müssen.

So lange ich diesen Menschen bei mir hatte, diente er mir als Dolmetscher, nach seinem Abgang jedoch war ich in großer Verlegenheit, indem ich kein Fuhrwerk hatte und keines verlangen konnte. Ich ging in die Kirche, wo ich mit dem Pfarrer Lateinisch sprach, erzählte ihm das Unrecht, das mir jener Nichtswürdige getan, und von der dringenden Notwendigkeit, weiter zu reisen.

„Sorgen Sie nicht“, antwortete er mir sehr artig, „ich will Ihnen ein Pferd und meinen Knecht mitgeben, der Sie bis an die Tauern führen soll. Sie dürfen nur einen Gulden für das Pferd und dem Knecht ein Trinkgeld geben.“

Ich nahm das an, und glaubte, es seien mindestens ein paar Stunden bis an die Tauern, bezahlte voraus und stieg auf, hatte aber noch keine halbe Stunde zurückgelegt, als wir an ein Wirtshaus kamen, wo der Knecht mich absteigen hieß und zu mir sagte, er habe den Befehl, nur bis hierher mich zu führen.

„Wie?“ sagte ich, „für eine halbe Stunde soll ich zahlen, wie wenn ich zwei Stunden weit gefahren wäre“. Statt einer Antwort, forderte er noch ein Trinkgeld. „Was“, erwiderte ich, „geht zum Teufel! Du und Dein Herr und sein Roß; alle drei miteinander verdient ihr eine Tracht Schläge und kein Geld von einem armen Reisenden“. Mir fiel nicht ein, ihm welches geben zu wollen, und er trollte sich. Darauf hatte ich große Mühe, der Wirtin mich verständlich zu machen, daß ich ein Pferd haben wolle, um bis Villach zu gehen.

Man ließ mich mehr als anderthalb Stunden warten. Endlich kam eines. Aber ich mußte ihr geben, was sie verlangte; darnach ritt ich weg, geführt von einem Menschen zu Fuß, den sie mir mitgab. Erst nach zwei Stunden gelangte ich auf die Höhe der Tauern, wo sich nichts als ein Wirtshaus befand und eine Masse Schnee lag. Ich ging gleich in die Stube, um mich zu wärmen. Als der Mann, der mich hergeführt, sah, daß kein Pferd im Stall sei, kehrte er wieder um, ohne mir ein Wort zu sagen, weil er fürchtete, sich der in Deutschland üblichen Ordnung fügen zu müssen, wornach der Reisende berechtigt ist, falls er auf einer Zwischenstation keine Pferde zum Wechseln trifft, mit den mitgebrachten (versteht sich gegen Bezahlung) weiter zu reisen. Als ich mich eine Viertelstunde lang gewärmt, ging ich aus dem Zimmer und wollte meinem Begleiter ein Trinkgeld geben, der war aber nirgends mehr zu finden. Ich sagte dem Wirt, er möchte mir ein Pferd bis Villach besorgen; die Antwort war: er

habe kein Pferd und ich hätte den nicht fortlassen sollen, der mich hergeführt, wenn ich reiten oder fahren wollte. Dies kam mir sehr unerwartet. Ich kehrte in die Stube zurück und setzte mich zum Speisen nieder. Zwei junge Reisende nahmen an demselben Tische Platz. Als ich sie Lateinisch sprechen hörte, bat ich sie, meine Dolmetscher zu sein, was sie auch taten. Da aber der Wirt in Wahrheit mir kein Fuhrwerk geben konnte, rieten sie mir, zu Fuß zu gehen und mein Gepäck einem von den Fuhrleuten mitzugeben, deren mehr als fünfzehn da waren, die nach Villach Kaufmannsgut führten. Ich mußte wohl oder übel hierzu mich verstehen und dem Fuhrmann dafür, daß er meinen Koffer mitnahm, noch einen Gulden geben. Ich glaubte, daß es das Gebirge hinunter nicht weiter sein würde, als es bergauf gewesen. Aber ich irrte mich sehr. Mehr als vier Stunden hatte ich hinab zu gehen und darnach mußten wir wenigstens noch drei Stunden bis Villach machen, nach welchem mich so sehr verlangte. Meine Stiefeln waren leider zu eng und die Absätze mit Eisen beschlagen — weshalb ich durch dieses lange Gehen bergab an den Fersen ganz wund wurde, daß ich fast nicht weiter konnte. Als wir in die Ebene kamen, bat ich den Fuhrmann, der meinen Koffer hatte, mich aufsitzen zu lassen. Er tat aber, als hörte er nichts oder verstünde mich nicht, er verstand jedoch ganz gut, was ich wollte. Endlich ließ ich ihn einen halben Gulden sehen — eine Sprache, die man überall versteht — und versprach ihm überdies ein Trinkgeld, indem ich die Hand

nach meinem Mund bewegte, gerade wie wenn man ein Glas Wein zum Munde führt. Er machte mir dann hinten auf seinem Wagen zwischen den Leitern einen Sitz zurechte und so hielt ich meinen glänzenden Einzug in Villach.

Ich war durch diese sieben Stunden Weges hart mitgenommen und wie gerädert, so daß ich zwei Tage daselbst bleiben mußte. In dem Wirtshaus, das mich beherbergte, ging es aus Veranlassung einer Hochzeit sehr lustig her; allein ich konnte kein Wort Deutsch. Der Wirtin fiel es endlich ein, nach einem Kaufmann zu schicken, der Italienisch sprach. Mit diesem fing ich ein Gespräch an und hielt ihn auch die ganze Zeit über, als ich da war, zechfrei. Er besorgte mir auch einen Kutscher, um mich weiter zu führen. Dieser war ein rechtlicher Mann und führte mich pflichtlich nach Hallein an der Salzach, wo ich einen Hausknecht im Wirtshaus traf, der ein Italiener war, und mir sogleich um ein sehr billiges Geld Gelegenheit nach Salzburg zu reisen verschaffte. Hier angekommen, ging ich nach dem Posthause, um Pferde nach München zu nehmen; es war aber, außer dem Sohne des Postmeisters, niemand zu Hause. Dieser sprach mit mir Lateinisch und verlangte für die Stunde dreimal so viel, als ich sonst überall bezahlt hatte. Dies deuchte mich überfordert, daher ich warten wollte, bis der Vater nach Hause kam. Dies geschah aber erst nach Verfluß von anderthalb Stunden; diesem sagte ich, ich wolle bis München Post nehmen und sein Sohn habe mir zu viel gefordert.

Er fragte ihn, was er denn verlangt habe — und sagte mir dann auf Italienisch, daß sein Sohn, im Gegenteil, zu wenig gefordert habe, weil es drei gute Stunden bis zur nächsten Poststation seien, er also nicht unter sechs Gulden nehmen könne. „Was?“ versetzte ich. „Ihr Sohn hat mir nur drei Taler gefordert und Sie verlangen vier?“ „So ist's,“ war seine Antwort. „Fragen Sie nach und Sie werden finden, daß ich Ihnen nicht mehr fordere, als jedem andern auch“. Mit Achselzucken sagte ich zu ihm: er solle anspannen lassen. Dann fragte er mich, ob ich etwa ein Kurier sei, der Depeschen für den Erzbischof habe, von dem ich ein schönes Douceur erwarten könnte. Ich sagte ihm, ich habe zwar große Eile nötig, allein keine Nachrichten für irgend jemand zu überbringen. Ich stieg ein, aber wenn das Gefährt auch teuer war, war es wenigstens das beste von allen, die ich noch angetroffen hatte.

Auf der nächsten Station angekommen, mußte ich aus Müdigkeit und meiner durch einen schlechten Sitz wundgewordenen Knie wegen, einige Zeit dableiben, um auszuruhen. Der Wirt ließ mir ein gutes Nachtessen auftragen; da ich aber mehr durstig als hungrig war und einen der steinernen Krüge vor mir stehen sah, wie man sie in Deutschland hat, glaubte ich, er enthalte Wein, setzte ihn an den Mund und fing an zu schlucken. Aber ich hatte noch nicht drei Züge getan, so glaubte ich, unbesonnener Weise irgend einen Absud oder eine sehr bittere und widerliche Arznei genommen zu haben. Ich rief

nach dem Wirt und fragte ihn, ob er mich vergiften wolle mit einem solchen Getränke und bat ihn, mir anstatt Gift, Wein zu geben. Er gab sich alle Mühe, mich glauben zu machen, daß es „gut, gut“ sei. „Wie?“ rief ich, „gut? — das ist ein Teufelsgebräu. Wein! Wein!“ fuhr ich fort, „verstehen Sie mich?“ Er versetzte: „Wein? o bald, bald!“ was ich schon gut verstand. In Erwartung dieses „Bald“ machte ich mich über das Essen her, mußte aber lange warten, bis mir endlich der Gaumen so trocken ward, daß ich nichts mehr hinunterbringen konnte. Überdies war ich entsetzlich schläfrig und weil der Wein immer nicht kam, mochte ich nicht länger mehr warten, sondern ging schlafen.

Es war in meinem Leben das erstemal, daß ich bitteres Bier kostete; jenes war wie Wermut. Es war auch das erstemal, daß ich jene großen Betten, welche wie Schränke aussehen, kennen lernte, die den Fremden, die sie nie gesehen haben, so seltsam gestaltet erscheinen; in die man sich ganz gekrümmt legen muß, weil sie eben so kurz als tief sind, und wo man zwischen zwei Federbetten liegt, wie ein toller Mensch, den man ersticken möchte. Ich mußte drei Stufen hinaufsteigen und fiel hinein, wie in einen Abgrund; ich suchte nach der Decke, konnte sie aber nicht finden; denn es war keine da, sondern immer wieder das Federbett, das desto mehr aufschwoll, je mehr ich es hin und her bewegte. Nach sehr langem Kampf versuchte ich es endlich, mich oben drauf zu legen und deckte mich mit meinem Mantel zu; denn ich war nicht so klug, zwischen die zwei Federbetten zu

schlüpfen. Kaum aber hatte ich mich oben darauf gelegt, als ich wie in einen Abgrund versank.

Weil ich nicht gewohnt war, so weich und so warm in den Federn zu schlafen, warf ich alles über Bord, wickelte mich in meinen Mantel und schlief ein. Zwei Stunden nachher, als ich im besten Schlafe lag, kam der Kellner in mein Zimmer mit einer zinnernen Kanne, weckte mich und sagte: hier bringe er mir Wein. Das war sehr zur Unzeit, weil ich aber immer noch sehr durstig war, trank ich wie ein Träumender, unbedachtsam hinein. Ich hatte ihn aber nicht sobald gekostet, als ich fand, daß der Essig in Italien nicht so sauer war, als dieser Wein. Ich hatte zwar große Lust, das übrige dem Überbringer ins Gesicht zu schütten, allein ich sagte bloß, um meinem Ärger Luft zu machen: „hast Du den Teufel im Leib, daß Du mir, nachdem ich Dein bitteres Bier kosten mußte, auch noch Essig einschenkst und dieses heillosen Getränkes wegen mich nicht schlafen lässest?"

Der arme Schelm, der mich nicht verstand, aber mir es ansah, daß ich erbost war, ließ den Humpen stehen und entfernte sich langsamen Schrittes, ohne mir etwas zu erwidern.

Den folgenden Morgen konnte ich mich nicht enthalten, dem Wirte zu verstehen zu geben, daß er mir Essig statt Wein geschickt habe. Auf diesen Vorwurf entgegnete er, daß er aus besonderer Gefälligkeit ihn von einem drei Viertelstunden entfernt wohnenden Pfarrer erhalten habe und ich bis München keinen bessern finden würde.

Dieses Gezänke führte zu nichts; ich bezahlte ihn daher und stieg mit Tagesanbruch ein, da ich noch acht Stunden zu machen hatte, die ich auch mit Gottes Hilfe glücklich zurücklegte, und mit dem Schlag zwölf Uhr in das schöne München einzog. Ich blieb drei Tage daselbst und da ich in meinem Gasthaus einen Offizier traf, der ein Italiener war, war dieser so gut, mir alle Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu zeigen, und mir einen Platz auf dem Postwagen, der alle Wochen einmal nach Augsburg fährt, zu bestellen. Als ich hier angekommen, fing ich an, mit meinem Beutel zu rechnen, dessen Inhalt durch das Reisen mit der Post sehr geschwunden war. Ich konnte höchstens noch vier bis fünf Wochen von meiner wenigen Barschaft leben, und, wenn ich im Wirtshaus blieb, nicht einmal vierzehn Tage damit reichen.

Ich war daher genötigt, bei einem italienischen Kaufmann, der ganz in der Nähe wohnte, mich zu erkundigen, ob sich nicht etwa ein Privathaus fände, wo man mich in Kost nähme, wo man aber vor allen Dingen italienisch spräche. Die Antwort war, er kenne einen Sprachmeister, namens Pamaqueli, bei dem ich sehr gut logiert sein würde, wenn er mich aufnähme, und er versprach mir, mit diesem zu reden. Er tat mir diesfalls einen großen Dienst, denn der Akkord wurde gleich geschlossen zu zwei Gulden wöchentlich, mit der Bedingung, daß, wenn ich Deutsch lernen wollte, dies besonders mit einem Dukaten monatlich bezahlt werden müßte. So zog ich denn zu Pamaqueli ein, aß auch bei ihm und seine gute alte Frau behandelte mich sehr freundlich.

Als ich eines Tages in dem Laden des erwähnten Kaufmanns mich mit diesem über gleichgültige Dinge unterhielt, fing derselbe auf einmal an: „Sind Sie nicht vielleicht ein Bruder des Abbate Pignata?“ Diese Frage überraschte mich und erweckte bei mir Verdacht. „Nein!“ antwortete ich, ohne aus der Fassung zu kommen; „ich heiße Balthasar Blesio und kenne keinen Herrn Pignata“. „Ich habe ihn zu Wien kennen gelernt“, versetzte der Kaufmann, „Sie sehen ihm sehr ähnlich und gleichen ihm auch an der Stimme“. Ich brachte das Gespräch sogleich auf etwas anderes, war aber doch fortwährend unruhig wegen der Frage, die an mich getan worden. Dies verhinderte mich, dem Bischof mich als Tonkünstler oder durch andere Eigenschaften bekannt zu machen, wie ich anfangs willens gewesen, und ich bekam solche Furcht erkannt zu werden, daß ich kaum auszugehen oder in der Stadt herum zu spazieren wagte, sondern fast immer in mein Zimmer mich verschloß, und an einer Oper zu arbeiten und ein wenig Deutsch zu lernen anfing.

Als ich eines Tages mit Pamaqueli auf Musik zu sprechen kam, sah er wohl, daß ich darauf mich ein wenig verstand; weshalb er mir durch einen seiner Schüler ein Spinett zu meiner Unterhaltung verschaffte. Indes schrieb ich meinem Bruder nach Graz, daß ich endlich glücklich, aber mit vieler Mühe, in Augsburg angekommen sei; daß ich mich aber sehr entblößt sehe und nicht mehr wisse wo ich mein Haupt hinlegen solle, wenn er mir nicht noch einmal helfe und etwas Geld

schicke; daß ich mich in dieser Stadt, wo so viele Katholiken seien, nicht zu entdecken wage, zumal sie auch Residenz eines Bischofs sei, den ich allein mehr fürchte, als alle andere miteinander. Ich gab ihm dabei die Versicherung, daß ich ihn nie wieder mit Bitten belästigen, sondern mit dem, was er mir schicken würde, weiter reisen würde, indem ich mir vorgenommen, über Hamburg nach England zu gehen und bei einem Kaufmann in Dienst zu treten auf der nächsten Flotte, die nach Westindien segle; daß sich vielleicht in Amerika mir bessere Aussichten eröffnen, als dies in Europa der Fall gewesen, und hoffe, daß Gott dereinst mir Mittel verleihen werde, ihm alles wieder zu ersetzen, was er aus brüderlicher Liebe in meiner dringenden Not mir vorgestreckt.

Noch acht Wochen hielt ich mich zu Augsburg auf, bis mir mein Bruder fünfzig Dukaten übersandte.

Zwar erhielt ich während meines Aufenthaltes in Augsburg mehrere Briefe aus Venedig, namentlich einen von dem kaiserlichen Botschafter daselbst, Grafen Latour, der mir ein Empfehlungsschreiben an eine Gräfin von Platen, im Fall, daß ich nach Hannover käme, sowie ein Zirkulärschreiben an Handelshäuser zu Nürnberg, Leipzig, Braunschweig und Hamburg, damit sie mir im Falle der Not aushelfen sollten, überschickte. Der Augsburger Bankier, der mir die fünfzig Dukaten ausbezahlt hatte, war auch angewiesen, mir Empfehlungsbriefe an die Orte, wo er Korrespondenten hatte, wohin ich gehen möchte, mitzugeben. Dies tat er denn von einem Ort

zum andern, so daß ich überall gute kaufmännische Adressen hatte.

Doch wieder auf meinen Augsburger Aufenthalt zu kommen — nachdem Pamaqueli mir ein Spinett verschafft, kam er einstens mit einem sehr schönen Mädchen in mein Zimmer, die vortrefflich gewachsen und nach der Augsburger Tracht prachtvoll gekleidet war mit einer schweren silbernen Kette als Gürtel, waran eine samtene Tasche mit silbernem Schloß hing. Ihr Kleid war über und über mit Spitzen und goldenen Treffen, ihre schönen Haare aufs Zierlichste geflochten und hinten in einen Schnecken gewunden, sonst ohne Kopfbedeckung. Sie trug ein Miederchen, dessen Schöße auf den Rock herabfielen, und das vorne mit einem goldenen Band zugeschnürt war, das man nach Belieben enger oder weiter machen konnte; was ihr äußerst gut ließ.

Beim Eintritt sagte er zu mir: „Herr Balthasar! verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit nehme, eine meiner Schülerinnen im Italienischen Ihnen zu bringen. Ich habe Ihr gesagt, daß Sie als Römer die beste Aussprache haben und so hat sie gewünscht, mit Ihnen bekannt zu werden und sich ihre Gesellschaft zu Nutzen zu machen."

„Allzu große Ehre für mich", war meine Antwort. „Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir die Ehre der Bekanntschaft dieses Fräuleins gegönnt haben."

Nach diesem sprachen wir von Italien und andern Gegenständen und ich erfuhr, daß es die Tochter eines angesehenen Malers, namens Meyer, und die Nichte

des reichsstädtischen Syndikus und zugleich Agenten der Höfe von Braunschweig-Lüneburg und Hannover gleichen Namens, war, und daß mir deren Bekanntschaft von Nutzen sein könnte, wenn ich nach Hannover ginge. Ich bezeugte ihr für diese Mitteilung meinen großen Dank, mit dem Anfügen, daß es mich freuen würde, wenn ich durch ihre Güte mit diesen Herren bekannt werden könnte; daß es wohl möglich sei, daß ich die Residenzen dieser Höfe besuche; daß ich indes noch nicht wisse, wo mich mein Schicksal hinführen würde.

Fräulein Meyer besuchte mich des folgenden Tages abermals und bat mich, zu erlauben, daß sie ein paar Freundinnen mitbringen dürfe, die eben so große Lust hätten, wie sie, Italienisch zu lernen, und sehr begierig wären, mich singen und auf dem Spinett spielen zu hören. Ich antwortete ihr, daß sie mitbringen könnte, wen sie wolle, und daß ich mir eine große Ehre daraus machen würde. Auf diese Weise hatte ich wöchentlich dreimal eine schöne Gesellschaft von jungen Frauenzimmern bei mir, deren Älteste nicht über zwanzig Jahre alt war. Ich mußte mit ihnen auch zu ihren Eltern kommen, die mich mehrmals zu Tische luden und an Festtagen in ihre Gärten mitnahmen, wo man die Abende äußerst vergnügt zubrachte. Der Maler Meyer, der in seiner Jugend lange in Italien gewesen, ward sehr erfreut durch die Erinnerung an das Schöne, was er in diesem herrlichen Lande gesehen, die durch meine Gespräche aufs neue in ihm erweckt wurde.

Er zeigte mir alle seine Gemälde und als ich ihm mein Urteil darüber sagte, hielt er mich für einen Kenner oder wenigstens großen Kunstfreund, wußte mir übrigens vielen Dank für die Anerkennung seiner Arbeiten, die in der Tat lobenswürdig waren. Er tat alles mögliche, um mich zu dem Entschluß zu bewegen, nach Hannover zu gehen, und sein Bruder, der Doktor Meyer, Agent von Hannover, erbot sich mir, Empfehlungsschreiben an seine dortigen Freunde mitzugeben. Da ich aber noch des Gedankens voll bin, in einen anderen Weltteil mich zu begeben, um da die Ruhe zu finden, die ich in Europa gefährdet sehe, wo meine unbarmherzigen Feinde mich unaufhörlich verfolgen; so bin ich hierher nach Amsterdam gekommen, um zu sehen, ob ich entweder eine günstige Gelegenheit zu einer Anstellung oder zur Einschiffung finden könne, um unter barbarischen Nationen die Freiheit zu suchen, der ich mich erst erfreue, seit ich hier angekommen bin, wiewohl ich selbst jetzt noch sie nicht recht empfinden und genießen kann; so sehr bin ich das Unglück gewohnt worden.

∴

Hier schloß Pignata seine Erzählung. Von seinen weiteren Schicksalen ist nichts bekannt geworden.

